

Wandermappe.

— Illustrierte Beilage zum —
„Gottscheer Bote“.

Nummer 2.

Gottschee, am 19. Jänner.

Jahrgang 1910.

Friedenspredigt.

Oh' du scharfe Schwert schleifest,
Sieh', ob nicht die Milde frommt;
Oh' du zu dem Erze greifest,
Das aus dunklen Schachten kommt,
Forsch in deines Busens Schacht,
Ob nicht Klugheit und Bedacht
Dir das Erz entbehrlich macht.

Moderne Kulturschande.

Vor wenigen Tagen hat die Wiener Staatsanwaltschaft bei einer jüdischen Buchhandlung in Wien eine Untersuchung vorgenommen wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften und Bilder und hat daraufhin fünf Wagenladungen voll beschlagnahmter unflätiger Druckerzeugnisse wegführen lassen. Ein wahrer literarischer Muggiasstall, der da wohl nur im allergrößten ausgemistet wurde! Aber solcher moderner Muggiasställe der Unmoralität gibt es in Groß- und Kleinstädten gar viele und ihr verpestender Gestank und Gifthauch lagert wie ein schwerer Dunstnebel über unserer modernen Kultur. Wann wird in den oberen Sphären der regierenden Kreise einmal ein frischer Wind wehen, der diese Fieberdünste der öffentlichen Unsitlichkeit verscheuchen und mit starker Hand, die freilich fast die eines Herkules sein müßte, die Lagerstätten der Unmoral, jene mit unsauberen Schriften angefüllten Buchhandlungen und Verlagsanstalten säubern würde, die eine wahre Kulturschande darstellen.

Der moderne Staat ist ängstlich bedacht auf die Erhaltung und Förderung der Volksgesundheit und läßt es sogar

an Strafbestimmungen nicht fehlen. Das bloße Ausspucken auf Eisenbahnen oder Bahnhöfen wird mit hohen Geld- oder Arreststrafen belegt und dabei über- sieht man mit pharisäischem Auge, daß ganze Moräste unsittlicher Schriften, die auch die leibliche Gesundheit vielmehr gefährden in den sog. Bahnhof-Buchhandlungen lagern oder befördert durch die Post mit einer bewundernswerten Gewissenhaftigkeit, die mit der Anpreisung schmutzigster Schriften und Bilder angefüllten Kataloge jüdischer Verlage, z. B. des „Universum“ bis in die Familien hinein, ja man gestattet sogar, daß die Reklame solcher Schandbüchereien bis in die Volks- und Mittelschulen eindringen und dort bei der Unerfahrenheit der Jugend ihre doppelten Verheerungen in sittlich-religiöser und physischer Beziehung an Leib und Seele anrichten. Trotzdem unsere Gerichtssäle diese moderne Kulturschande durch die jugendlichen Verbrecher laut den Behörden wie dem Volke predigen, will man sich noch immer nicht zu einer kraftvollen Tat aufraffen. Und das Einschreiten des Wiener Staatsanwaltes gegen den Verlag Stern-Rosner erscheint darum einer gewissen freisinnigen Presse, die sich als die Schützerin aller Unmoral zeigt, fast wie ein Übergriff und Über- eifer.

Die literarischen Kloaken sittlichen Schmutzes sind aber nicht die einzigen Schandflecke der modernen Kultur; ihnen zur Seite gehen die zahllosen Häuser des Lasters, die in Stadt und Dorf ihren verderblichen Einfluß üben und die Volksmoral wie die Volksgesund-

heit untergraben. Die Spitäler und Kliniken sind die wehmutsvollen Zeugen, wie stark die Sittlichkeit unseres Volkes schon unterwühlt ist, und die zahlreichen Ärzte, die sich namentlich in Städten nur mit der Behandlung geschlechtskranker Personen befassen und übergenug Arbeit und Verdienst finden, sind bei aller sonstigen Hochachtung vor ihrer persönlichen Wissenschaftlichkeit keine Kulturblieten, sondern Zeugen im großen Buche über die moderne Kulturschande. Auch zu dieser drücken leider die Behörden, namentlich die maßgebendsten, beide Augen zu und niemand will ernstlich an die Säuberung der Groß- und Kleinstädte von dem Dürnenunwesen schreiten. In Frankreich und früher auch in Deutschland hat man zwar den traurigen Mut gefunden, die in Reinheit, Gebet und Abtötung lebenden Ordensschwestern zu tausenden aus ihren Häusern des Segens zu vertreiben; an die Häuser des Fluches für die Gesellschaft, für die Jugend und für die Familien, legt kein Minister oder Parlament seine Hand mit gleicher Rücksichtslosigkeit an, da werden immer neue Entschuldigungsgründe hervorgekehrt. Und wenn die Polizei einmal eine solche Schandbeule aufsticht u. offenbar wird, wie tief die Vergiftung in fast alle Kreise der Gesellschaft eingedrungen ist, dann sucht man weniger diese Kulturschande zu entfernen als zu verdecken. Ein unlängst in Wien als Nachtrag zum Skandal im Riehl-Salon stattgehabter Prozeß Veith hat gezeigt, warum so wenig von seiten der höheren Kreise gegen diese Schändung unserer sonst so fortgeschrit-

tenen Kultur geschieht. Ein Blatt hat ein ganze Liste von hochadeligen und hochstehenden Personen veröffentlicht, die in diesem Hause verkehrt sind. Ähnlich ist es leider in den Universitätsstädten, wo neben dem größten literarischen Schmutz auch die Lockungen des Lasters auf unsere Jugend eindringen und viele, leider ziemlich viele, die später vermöge ihrer Stellung berufen wären, gegen die Höhlen und Kloaken der Unmoral aufzutreten, haben sich leider selber in ihnen wohlgeföhlt.

Die Untätigkeit der berufenen Kreise kann nicht ein Grund zu tatenlosem Zusehen für das Volk, das darunter leidet, sein. Wenn zu einem Brande die Feuerwehrr zu erscheinen verabsäumt, oder sich nicht berufen fühlt, dürfen die Nachbarn nicht müßig dem Wüten des Feuers zusehen, bis die Obrigkeit einschreitet. Viel kann das Volk selbst zur Abwehr dieser obengezeichneten Kulturschande tun.

Ernste, strenge und konsequente Handhabung der christlichen Grundsätze über die Presse in den Familien wird viel Unheil abwehren. Man verkehre selber grundsätzlich nicht und schicke noch weniger jemals, auch in den dringendsten Fällen nicht, Kinder in solche Buchhandlungen oder Geschäfte, wo zweifelhafte, oder unflätige Schriften, Zeichnungen, Reklamen udgl. den Augen sich darbieten oder an die Kunden abgegeben werden. Man scheue sich auch nicht, die Schul- oder Gemeindebehörden auf solche verdächtige Geschäfte aufmerksam zu machen. Man lasse keine Zeitung, keine Unterhaltungs- oder Fach- bzw. Modezeitschrift ins Haus kommen, in denen unsittliche Dinge angezeigt oder angepriesen werden. Am allerwenigsten dürfen Kinder dieselben holen oder zum Lesen oder Anschauen erhalten. Gerade die unscheinbarste, von den Erwachsenen oft gar nicht beachtete Notiz wird der Jugend mitunter zum Stein des Anstoßes und sittlichen Falles. Weg daher mit der törichtsten Ausrede: die Kinder verstehen es ja noch nicht, darum schadet es ihnen nicht. Nein, weil sie es nicht verstehen, schadet es ihnen umso eher und mehr.

Dieser Grundsatz gilt aber auch von dem ganzen Verhalten in der Familie, das in allen den Geist christlicher Lauterkeit atmen soll. In einer reinen Atmosphäre nur gedeihen die Lilien reiner Kinderherzen, während in der Nähe der Sümpfe auch Sumpflumen wachsen.

Aber auch bei der heranwachsenden Jugend achte man mit Strenge und

Klugheit auf die Gesellschaftskreise und Gasthausbesuche der jungen Leute und dulde nichts Ungeziemendes. Die Jugend fällt am meisten durch ihre Arglosigkeit in die Hände der Verführer und sie wird es später sicher danken, durch eine strenge Hand vor dem Verderben bewahrt geblieben zu sein. Bei der Unterbringung der Kinder sehe man nicht bloß auf Geldverdienst, gute Stellung und Fortkommen, sondern vor allem auch auf die sittliche Qualität der Umgebung und auf die Gefahren und schwachen Seiten der jungen Leute und lasse namentlich Mädchen nicht ohne ganz besondere Vorsicht und Vorsorge in die Städte ziehen, wo die Verführer gerade auf die unschuldigsten mit diabolischer Bosheit lauern.

Doch alle menschliche Vorsicht wird nicht ausreichen und die modernen Giftmörder der Seelen wissen sich noch schlauer zu verbergen — als der Giftpillenversender in der Hofrichter-Affäre.

Vor der modernen Kulturschande rettet uns nur die Religion, die jedoch die übrigen natürlichen Abhilfemaßnahmen voraussetzt und verlangt.

Die christliche Religion hat unserer Kultur zu ihrer Höhe verholfen, nachdem sie die Menschheit aus dem Sumpflande heidnischer Unsittlichkeit in die reine Höhenluft sittlicher und christlicher Lebensauffassung und Weltanschauung geführt hatte. Je mehr aber unsere ihrer Kultur sich bewußte Zeit der christlichen Religion entbehren zu können glaubt, um trotzdem sittlich sein zu können, desto mehr tritt wiederum das Schandmal der Unsittlichkeit an unserer modernen Gesellschaft auf, so daß der Prozentsatz namentlich in größeren Städten immer geringer wird, der nicht ein wenig hievon angesteckt wäre. Stählen wir unsere Jugend durch die Kraft der katholischen Religion und sie wird auch sittlich rein werden. Halten wir rein die Luft des Familienkreises vor sittlicher Fäulnis und rein den Familienkreis vor Beschmutzung durch bedenkliche Schriften und Bilder.

Die Parlamente und öffentlichen Körperschaften sind in den modernen Staaten geistige Wasserwerke, durch die das Land getränkt wird. Trachten wir, daß darin ein gesundes, reines Wasser sich finde, das frische Wasser christlicher Sittlichkeit und Mannhaftigkeit, das aus dem göttlichen Urquell der Religion fließt, dann wird von diesen Wasserwerken auch der reinigende Strom sich über das Land ergießen, der die vielen Augiasställe und Schlupfwinkel der moder-

nen Unsittlichkeit durchspült und unsere Zeit von der modernen Kulturschande befreien hilft.

Nach oben und unten.

In allem Leben ist ein Trieb
Nach unten und nach oben;
Wer in der rechten Mitte blieb
Von beiden, ist zu loben.

In Hochmut überheb dich nicht
Und laß den Mut nicht sinken,
Mit deinem Wipfel reich an's Licht
Und laß die Wurzel trinken.

Wohin soll das führen?

Die Frage: Was wird aus unserer Jugend werden? beschäftigt immer ernster weite Kreise. Und die Frage ist wirklich ernst und ihre Lösung nicht leicht. Sie wird umso schwerer, je mehr man den Schlüssel zu ihrer Beantwortung beiseite legt, der in den Worten des Heilandes liegt: „Lasset die Kleinen zu mir kommen und wehret es ihnen nicht.“

Dieser Schlüssel ist aber unserer modernen Zeit zu altmodisch und abgegriffen und sie macht sich daher allerlei Dietriche, mit denen sie die Jugendfrage lösen will. Viele dieser Nachschlüssel sind aber nicht brauchbar und versagen im entscheidenden Momente, mit anderen kann man wohl aufschließen, Aufschlüsse, Ratschläge erteilen, aber nicht zuschließen, die Jugend dauernd verwahren und sichern.

Daß es aber hoch an der Zeit ist, rettend bei der Jugend einzugreifen, beleuchten grell zwei in den letzten Tagen erst in Wien vorgekommene Fälle, welche die Verwahrlosung der Jugend in den Großstädten, die aber bald auch auf die kleineren Städte übergreifen wird, offenbaren.

Ein zwölfjähriger Knabe als Räuber.

Als kürzlich nachmittags die Hilfsbeamtin Luger durch die Leegasse in Sieking ihrer im Hause Nr. 3 gelegenen Wohnung zugeht, näherte sich ihr eine Gruppe von drei jungen Burischen. Der Jüngste stürzte sich auf sie, entriß ihr ein schwarzledernes Handtäschchen, in dem sich eine Börse mit 23 K Bargeld befand, und ergriff mit den Begleitern die Flucht. Das Dreiblatt wurde verfolgt und lief in das Haus Cumberlandstraße Nr. 73, wo sie sich in ein offenes Klosett einsperrten. Ein Polizeiagent holte die Knaben von dort hervor und verhaftete sie. Der eigentliche Dieb ist der zwölfjährige Volksschüler Franz S., der im 14. Bezirke, Johnstraße, bei seiner Schwester, der Gattin eines Fleischhauergehilfen, wohnt. Seine Begleiter sind die Brüder Engelbert D., Anstreicherlehrling, 16 Jahre alt, schon mit drei Tage Verschließung vorbestraft, und Rudolf D., 14 Jahre alt, ohne Beschäftigung. Beide bei ihrem Vater, einem Anstreichermeister in Rudolfsheim wohnhaft. Engelbert D. hat den Schuljungen zur Tat angestiftet und wur-

de dem Landesgerichte eingeliefert. Die beiden anderen wurden ihren Angehörigen übergeben und der Staatsanwaltschaft angezeigt.

Selbstmord eines 13jährigen Trunksolds.

Draußen in Fünfhaus, an der Grenze Wiens, dort, wo die Armut und der Hunger und ihre traurigste soziale Folgeerscheinung, das Kinderelend, zu Hause sind, hat sich am 3. Jänner ein 13jähriger Knabe aufgehängt. Sein Vater ist Deichgräber, die Mutter Wäscherin. Vater und Mutter sind tagsüber vom frühen Morgen bis zum späten Abend außer Hause beschäftigt. Noch eine ältere Schwester ist da. Sie verdient ihr kärgliches Brot als Dienstmädchen. Der Knabe war sich selbst überlassen. Er besuchte nicht die Schule, wurde ein Schulstürzer. In seinen freien Stunden verdingte sich der Knabe einer Kohlenhändlerin als Kohlenträger. Mitunter erhielt der Junge bei den Parteien, denen er die Kohlen zubrachte, einige Heller Trinkgeld. Davon kaufte er sich Branntwein, und er kam wiederholt am Abend trunken nach Hause.

Am 3. Jänner hat der Knabe eine Schnur am Türstock befestigt und sich in aufrechter Stellung erhängt. Man fand bei der Leiche einen Zettel, der für die Ursache des Selbstmordes merkwürdige Umstände angibt. Dieser Zettel hat folgenden Inhalt: „Liebe Mutter! Mich gefreut das Leben nicht mehr. Ich begehe einen Selbstmord. Weil mich die Kohlenhändlerin einen Dieb erklärt. Gruß an Vater und Mutter. Adolf.“

Fürwahr, schreckliche Sittenbilder einer kulturstolzen Zeit, die wie Brandmale an der modernen Gesellschaft brennen und die Frage auf unsere Lippen drängen: Wohin soll das führen?

Die Antwort gibt uns Frankreich, wo das Apachentum, das Mordgesellentum und Raubrittertum Jugendlicher auf der Gasse in Schwung kommt und Leben und Freiheit und Habe bedroht. Besonders richten sich die Angriffe dieser Apachen gegen die Geistlichen.

In Marseille wurde der Geistliche Majjolo, als er das von ihm geleitete Erziehungsinstitut verließ, von einer Bande junger Burschen angefallen. Zwei der Angreifer feuerten mehrere Revolvergeschosse gegen den Geistlichen ab, der sich jedoch hinter einem Baume decken konnte. Das Anstaltspersonal vertrieb schließlich die Belagerer.

Die Revolution das Endziel.

Aber es wird wohl noch viel ärger in Frankreich kommen, wenn dort die Früchte oder Früchtel jener „Freien Schule“ heranreifen werden, welche die Revolution vorbereiten soll. Und von Frankreich ist viel Unheil schon auf andere Länder übergegangen. In einer von 3000 Radikalen besuchten Versammlung, die in Paris am 5. Jänner 1910 stattfand, äußerte sich der

Anarchist Sebastian Faure über die weltliche Schule in Frankreich:

„Unsere Schulen sind gewiß noch zu weit rückständig: doch, ob man es will oder nicht, diese Schulen werden uns die revolutionäre Schule unserer Träume vorbereiten.“

Und der Lehrerführer Hervé, der öffentlich erklärt hat, daß man die Fahne des Patriotismus auf dem Misthaufen aufpflanzen solle, erklärte unumwunden:

Die „Freie Schule“ von Jules Ferry glaubte noch an Gott und verehrte noch die nationale Fahne — der Redner macht hier eine Bewegung der tiefsten Verachtung. Doch nach dem Dreyfußprozeß hat die Schule sich viel geändert. Man muß über den in unseren Schulen erteilten Unterricht nicht bloß nach den von den Bischöfen verurteilten Büchern urteilen. Es gibt ja doch den mündlichen Unterricht, der viel „fortschrittlicher“ ist, (soll heißen gottloser) als die Schulbücher. Was mich betrifft, kann ich euch versichern, daß es in Frankreich 60.000 Lehrer gibt, die alle abonniert sind auf eine Zeitung, die ganz von demselben Gedanken wie der „Soziale Krieg“ durchdrungen ist, von Gedanken, die alle guten Sozialisten teilen. Ich weiß, was der mündliche Unterricht dieser Lehrer, denen man gesetzlich nichts anhaben kann, für unsere Jugend bedeutet. Und darum auch bin ich, der ich alles sicher weiß, ein ausgesprochener Anhänger des Staatsmonopols in Unterrichtssachen. Nein, auf diese Weise werde ich die Gewalt und den Einfluß des Staates nicht vergrößern, denn nicht der Staat erteilt den Unterricht, sondern die Lehrer, die ich als gute Sozialisten kenne und deren Zahl immer größer werden wird. Gegen das Monopol des Staates in Schulsachen beruft man sich auf die Gerechtigkeit und Freiheit. Das sind leere Worte! Weg mit der Gerechtigkeit und Freiheit! Wir sind von allen Seiten in einen Kampf verwickelt und in der Schlacht muß man sich aller möglichen Mittel bedienen.

Wer begreift nicht angesichts einer solchen Sprache und der Folgen einer solchen Jugenderziehung das inständige Gebet eines Führers der belgischen Katholiken: „Vor der Schule ohne Gott und vor Lehrern ohne Glauben bewahre uns, o Herr!“

Gottes Wille geschehe.

Nur deinen Willen,
Getreuer Gott,
Laß mich erfüllen
In Glück und Not;
Auf deine Hände
Laß mich nur seh'n
Und bis ans Ende
Im Glauben steh'n!
Wie's dann auch gehe
Im Erdental,
Mir glänzt im Wehe
Dein lichter Strahl,

Ob dann auch müde
Mein Herz einst bricht,
Dein Trost und Friede
Verläßt mich nicht!

Vier Nadeln.

Eine Broche der Gräfin N. in Paris hatte ein besondere Vergangeneit. Die gräfliche Familie gehörte einem polnischen vornehmen Adelsgeschlechte an. Von zwanzig Brillanten umschlossen, sah man auf dem tiefblauen Grunde der Broche, der wiederum mit einem Glase überdeckt war — etwa ein Portrait? Oder Haare? Nein; man sah vier ganz verborgene, halb verrostete Stecknadeln aus Messing, wie zu einem Stern zusammengefügt. Der seltsame Schmuck fand seine rührende Lösung in folgender Mitteilung: Der Graf hatte vor Jahren in seiner Heimat in dem Verdachte gestanden, zu viel Politik getrieben zu haben, und wurde in einer Nacht ohne weiteres Verhör seiner Familie entrißen. Ein Wagen brachte ihn nach einer der fern liegenden Festungen; dort warf man ihn in ein feuchtes, dunkles Gefängnis. Tage, Wochen, Monate vergingen, ohne daß ein Richter ihn zur Rechenschaft zog. Der Unglückliche sah sich jeder Hilfe beraubt. In Totenstille und Dunkelheit gleichsam begraben, fühlte er nicht nur seine Kräfte schwinden, sondern auch seinen Geist sich verwirren, er zitterte vor sich selbst. In der Erkenntnis der Gefahr war sein Sinnen und Trachten darauf gerichtet, irgend etwas zu finden, das ihn dem Müßigsein entriß und seinen Geist vor dem Irrsinn bewahren möchte. Vier Stecknadeln, die sich zufällig an seinem Rocke befanden, sollten seinem Geiste Rettung bringen. Er warf sie auf den Boden des düstern Kerkers und bemühte sich, sie wieder zu finden. Als er sie nach mühevollen Suchen wieder aufgefunden, streute er sie von neuem aus — und immer und immer wieder von neuem! Tagelang sitzend, liegend, knieend mit den Händen herumtastend, gelang es ihm, die absichtlich ausgeworfenen Nadeln wieder zu finden. Dies furchtbare und doch so wohlthätige Spiel dauerte — sechs Jahre! Da öffnete ein großes politisches Ereignis plötzlich seinen Kerker. Der Graf hatte die Nadeln ausgestreut, er wollte aber sein Gefängnis nicht verlassen, ohne sie, die ihn vor Verzweiflung und Irrsinn bewahrten, mit sich zu nehmen. In der Tageshelle fand er sie schnell. Als er seiner Gemahlin die traurige Geschichte erzählte, griff sie mit heiligem Eifer nach diesen Nadeln. Diese verkrüppelten Nadeln — sechs furchtbare Jahre ausgestreut und gefunden — waren ihr zu Reliquien geworden, die sie in einem Rahmen von Brillanten, zehntausend Francs an Wert, als ungleich höheren Schatz auf der Brust trug.

Keine Rose ohne Dorn,
Keine Liebe ohne Zorn;
Dorn und Zorn am Ausgang gleich,
Ros' und Lieb' an Schönheit reich.

Die Klosterfichten.

Von W. Bern.

Nachdruck verboten.

(Schluß.)

Der Winter kam, ein früher, harter Winter. Die Landleute, die besorgt den vorzeitigen Flug der Wildgänse, das rauhe Stürmen beobachtet hatten, welches mit einem Male die Bäume des noch grünen Laubes beraubte, behielten Recht mit ihrer Prophezeiung. So abnorm heiß der Sommer gewesen, so außergewöhnlich streng fiel die Kälte ein, noch ehe die schützende Schneedecke die Saaten umhüllte. Eisiger Wind segte über die Fläche. Der Frostnebel lag auf dem glasharten Boden, ohne daß die an einem mattblauen Himmel stehende Sonne die Kraft hatte, ihn zu durchdringen. Das Elend, das im Sommer begonnen hatte, spann sich fort in noch traurigerer, entmutigenderer Gestalt. Not mit Krankheit herrschte überall. Scharenweise pilgerten täglich die Armen fast eine Stunde weit aus dem Städtchen an die Klosterpforte. Die Mönche gaben, sie gaben buchstäblich das Brot vom Mund weg; sie gönnten sich nicht mehr die einmalige Sättigung und wochenlang gingen sie schon zur Nachtruhe ohne einen Bissen, ohne einen Schluck, und doch war alles, was sie taten und gaben, nur ein Tröpflein in ein Meer von Elend.

Ebenso hart wie der Hunger suchte die bissige, grimmige Kälte die Menschen heim. Gegen diese fanden sie aber keine Hilfe an der Klosterpforte. Der Regel gemäß befand sich im ganzen Hause kein heizbarer Raum und das knappe Brennmaterial reichte zur Not für den Küchenbedarf. In der Küche sammelten sich von Zeit zu Zeit die Brüder, um die vor Kälte starren Glieder etwas zu erwärmen. Trotzdem löschte dieser rauhe Winter drei betagten Ordensmitgliedern das flackernde Lebenslichtlein aus; trotzdem gingen die jungen Novizen, die noch nicht das volle Maß der Entsagung erprobt hatten, umher mit vom Frost hoch angeschwollenen, aufgesprungenen, blutenden Händen und Füßen.

Abt Raimund schnitt das Elend der von Tag zu Tag sich mehrenden Bettlerschar tief ins mitleidige Herz. Er wandte sich an das gräfliche Forstamt, damit die Leute beteiligt würden von den prächtigen, aufgelasterten Scheiten, an denen die frierenden Menschen vorüber mußten, wenn sie um Leseholz in den Wald gingen. Der Forstmeister war ein pflichteifriger, strenger Mann, der nicht

ein Haarbreit von der Vorschrift abzuweichen pflegte. Er rechnete es sich ohnehin zu großem Verdienst an, daß er ein Auge zudrückte, wenn die Leute im Walde ohne Lizenz herumstreiften, oder wenn sie kamen mit Stricken, Baumseheren und Handsägen und lebendige Äste abhieben und abschnitten, statt sich mit dem dünnen Reisig zu begnügen. Das war freilich schon lange bis auf den letzten Zweig aufgelesen und die Kälte dauerte an, grimig und grausam. Der Abt schrieb an die gräfliche Domänenverwaltung in Wien. Aus der Kanzlei kam die Antwort, ohne den Grafen könne keine Verfügung getroffen werden und der Graf war — ja wer wußte, wo der Graf war? Die Ärzte hatten ihn nach dem Süden geschickt, aber dem alten Herrn behagte es nirgends recht in der ungewohnten Umgebung. Er zog planlos umher. Bis ihn ein Brief erreichte und bis Antwort kam, konnte eine Woche vergehen und dehnt sich dem Unglücklichen nicht jede Stunde zur Ewigkeit?

* *

Abt Raimund stand an der Klosterpforte. Der Pförtner reichte den Bittenden Brot und Suppe, der Abt spendete dazu das Brot der Seele, Trost und Ermutigung im Hinweis auf die göttliche Vorsehung. Über den höckerigen, hartgefrorenen Weg kamen zwei Kinder herangestolpert. Aus den zerrissenen Schuhen schauten die nackten Zehen; der eisige Wind pfiff ihnen durch die dünnen Kleider; schauernd drückten sie sich aneinander wie arme, hange Vögelchen.

„Wo ist denn der Vater? Ist er auch krank?“ fragte der Abt. Da fingen die Kinder an bitterlich zu weinen. „Eingeführt hab'n's ihn“ und unter langem Fragen und herzbrechendem Schluchzen kam die traurige Geschichte zutage. Der Vater, ein armer Kleinhändler, der seit dem Herbst weder Brot noch Arbeit gefunden, konnte es nimmer ansehen, wie das franke Weib und das wenige Wochen alte Kleinste, so jammervoll frierend dalagen. Gestern abend war er in den Wald gegangen, die Art auf der Schulter und den Troß der Verzweigung im Herzen und hatte mit weithin hallenden Schlägen eine große Tanne umgehauen. Einer der Heger, die nachts den Forst durchstreifen mußten zur Bewachung des Klosterholzes, war herbeigeeilt, und jetzt büßt der Mann den Waldfrevel im Arrest.

Nach dem mittägigen Chorgebet versammelte Abt Raimund die Mönche im Refektorium. Einige Worte, dann gingen sie samt den Knechten hinaus in den

Fichtenhain mit Ästen und Sägen, Ketten und Stricken und langen Leitern. Einer der Knechte setzte die Säge an den ersten der prächtigen, mächtigen Stämme. Da gebot der Abt Einhalt. Die Klosterbrüder glaubten seinen Wunsch zu erraten und machten sich daran, das Kindendach abzudecken, die Pfosten aufzuheben, Tisch und Bank in Sicherheit zu bringen, daß die stürzenden Stämme nicht alles in Trümmer schlugen. Der Abt ließ sie gewähren, aber er lächelte. Wo wollten sie die Hütte aufstellen in der öden, schattenlosen Fläche? Doch nicht so hatte der Abt es gemeint, als er das Zerstörungswerk unterbrach. Er hieß die Knechte Leitern anlegen und sorgfältig aus dem Gezweig die Nester der Kreuzschnäbel mit der Brut lösen. Als bald begann da oben ein ängstliches und flüchtiges Flattern, Piepen und Kreischen. Scheu und wild umkreisten die alten Vögel die Männer, die behutsam von den Leitern stiegen und dem Abte Nest um Nest in die Hände legten. Er trug sie an ein sicheres und sonniges Plätzchen, sacht und lind, wie eine Mutter ihr schlafendes Kindlein trägt.

Jetzt griffen die Zähne der Säge schrill und knirschend ein in das feste, harztriefende Holz, dann warfen die Knechte eine Kette um den halb durchjagten Stamm, Stricke um die untersten Äste. In kräftigem, taktmäßigem Aufzogen sie an. Der Baum wankte, er neigte sich. Ein Rauschen in der Krone; ein Achzen in dem splitternden Holze; ein dumpfer Krach und der schöne, stolze Waldesriese lag hingestreckt auf dem harten Boden. Abt Raimund hieß die Knechte den Gipfel absägen und in eine sonnige, südseitige Kammer tragen. Dort wurden Löcher in die Diele gebohrt und ausgestemmt und wie die Bäume fielen, wurde Gipfel um Gipfel eingepflanzt, daß die ihrer Heimat beraubten Vögelchen eine gewohnte Umgebung fänden. Sorgfältig befestigte der Abt die Nester in den Zweiggabeln, während die Brüder die Zapfen sammelten, selbst die ausgefallenen Samen vom Boden auflesen, auf daß es den Tierlein nicht an Nahrung gebreche. Baum um Baum sank hin; sie legten alle Hand an. In zwei Tagen war das Zerstörungswerk vollendet. Nun kamen sie aus der ganzen Umgebung in hellen Scharen, mit Sägen und Beilen, mit Handwagen und Schubkarren. Sie arbeiteten und verluden; sie schoben und zogen, mit vor Freude und rüstiger Arbeit geröteten Wangen und strahlenden Augen, Segensworte auf den Lippen, heißen Dank im Herzen.

Und auch dieser Winter ging zu Ende. Es kam der Tauwind und kam das Schmelzwasser und als auf dem ersten braunen Fleckchen Erde das Schneeglöckchen erschien, wie Noahs Taube nach der Sündflut, kam der Graf nach Liffenstein, wie jedes Jahr zum Schnepfenstrich. Im Schloßhof stand das gesamte Dienstpersonal und ehe der Graf den Fuß auf den Boden gesetzt hatte, winkte er den Forstmeister heran und fragte nach den Schnepfen. Sie waren spät und spärlich gekommen; am reichlichsten waren sie am Marxbruch eingefallen.

„Gut, heute abend fangen wir an.“ Der Graf wollte weiter wissen, wie es mit dem Wild stehe nach dem harten Winter. Der Forstmeister mußte ihm gleich in das Schreibzimmer folgen und Bericht erstatten. Der Beamte stand an der Türe, stramm habt Acht — es ging alles nach militärischem Zuschnitt auf Liffenstein — und beantwortete die knappen, scharfen Fragen, während der Graf, die Hände auf dem Rücken, in großen Schritten auf und ab ging. Die Kälte hatte ja verdammt viel Schaden angerichtet unter den Seehasen und dem Rotwild. Ärgerlich wandte Graf Liffes sich von dem unschuldigen Berichterstat-ter ab und trat in die Fenstervertiefung. „Was ist denn das? Wo sind denn die Bäume hingekommen?“ fragte er in die Richtung von Marienstatt deutend.

„Halten zu Gnaden, Herr Graf, die hat der Gnädige im Winter fällen lassen für die armen Leute.“

„So — o — o?“ Eine Weile stand Graf Liffes schweigend, dann befahl er barsch: „Abtreten!“ Der Forstmeister salutierte, machte rechts um, schlug die Absätze zusammen und ging. Den ganzen Nachmittag fuhr der Graf durchs Schloß wie der Leibhaftige, tadelnd, schimpfend, wetternd, polternd. Die Dienerschaft steckte die Köpfe zusammen und sagte: „Gott gnad' uns“ und der Verwalter dankte seinem guten Stern, daß er heute nicht zur Berichterstattung befohlen wurde.

Am klaren Frühlingshimmel verbläkten die Abendwölkchen und die feine Mondichel stieg hinter den schlanken Wipfeln der Fichten auf. Da kam der Forstmeister und frug bescheiden an. „Befehlen gräfliche Gnaden auf den Marxbruch?“

„Nichts da Marxbruch,“ schnarrte Graf Liffes ihn an: „Hol' den Verwalter; er soll kommen mit einer Laterne und mit den Schlüsseln von Wolfshausen.“

Der Verwalter machte große Augen.

und schmierte wohlweislich die Schlüssel, die seit Menschengedenken nicht gebraucht worden waren und nun ging es hinaus in den abendlichen Wald, über Wurzeln und Steine und durch sumpfige Senkungen, ohne Weg und Steg, direkt in gerader Linie auf Wolfshausen zu. Es dunkelte bereits stark, als man die Lichtung erreichte, auf der das alte Jagdschloßchen nebst den arg vernachlässigten, fast ruinenhaften Nebengebäuden, dem Jägerhaus und den Stallungen stand.

Der Verwalter schloß auf. Feuchtkalt und modrig schlug es ihnen entgegen. „Fenster auf! Luft herein!“ gebot der Graf. „Was ist das für eine Wirtschaft? Sind wir in einer Gruft? Warum wird nicht aufgemacht?“

„Es ist nie ein Befehl gekommen, gräfliche Gnaden.“

„Schafskopf.“

Der Verwalter leuchtete voran und der Graf ging nach; treppauf, treppab stiegen sie, auf den Dachboden, in die Kapelle, in alle Winkel und Ecken. Ab und zu frachte eine morsche Stufe unter den wichtigen Tritten des Grafen, schwankte eine Diele, wenn er in den Sälen und Zimmern die Schritte abzählte, mit ausgespannten Armen die Mauerflächen maß, denn seitdem der Großvater des Grafen Liffenstein gebaut und den Schloßhügel in einen Park umgeschaffen hatte, stand Wolfshausen verlassen und verödet.

Am folgenden Tag ging der Graf wieder nach Wolfshausen, diesmal in Begleitung eines tüchtigen Baumeisters, den er aus der Stadt hatte kommen lassen. Stundenlang hielten sie sich auf. Der Baumeister vermaß, berechnete, füllte Seite um Seite seines Notizbuches mit Aufzeichnungen. Als die beiden in Liffenstein angelangt waren, wollte der Baumeister sich empfehlen mit den Worten: „Ich werde mir erlauben in einigen Tagen meinen Plan vorzulegen.“ So verstand es aber der Graf nicht, wenn der einmal etwas wollte, mußte es auch gehen „wie ein geölter Blix“. Er zwang den unglücklichen Architekten am Schreibtisch nieder, legte ihm Papier, Reißzeug, Feder, Bleistift und Lineal vor und kämpfte alle Einwendungen mit den Worten nieder: „Änderungen kann man immer noch machen.“ Am späten Abend ging der Baumeister, sich den Schweiß von der Stirne wischend, der Umgestaltungsplan für Wolfshausen war in großen Umrissen fertig.

Bald hantierte eine Schar von Werkleuten auf Wolfshausen. Die Leute

segneten den Grafen, der ihnen nach dem langen, bösen Winter Arbeit und Verdienst bot. Während gemauert, gehämmert, gezimmert und geschmiedet wurde, gingen Briefe hin und her zwischen dem Grafen und dem Ordensprovinzial. Tag um Tag fand sich der Bauherr auf dem Werkplatz ein. Die leckeren Langschnäbel hatten gute Zeiten, denn die Gedanken des passionierten Waidmannes waren ganz wo anders.

Die alten morschen Wasserleitungsrohren wurden ersetzt, die Waldwiese wurde planiert und in einen wohlbestell-ten Gemüsegarten umgeschaffen. Eine hohe Mauer wurde um Haus und Garten und einen beträchtlichen Waldkomplex gezogen. Die Räume des Schlosses wurden adaptiert, Jägerhaus und Stallung in Wirtschaftsgebäude umgestaltet, die Kapelle endlich zu einem köstlichen, kleinen Juwel kirchlicher Kunst geschaffen. Zuletzt wurde über dem Tore eine Nische ausgemeißelt und eine überlebensgroße, liebliche Muttergottesstatue aus weißem Marmor in dieselbe gesetzt. Das Postament trug die Inschrift Sub tuum praesidium. An dem Eingange zum Garten aber prangten in weithin sichtbaren Lettern die Worte: „Kloster Marienstatt“.

Am Pfingsten hielt Abt Raimund mit seinen Mönchen den Einzug in das neue Heim. Der letzte Gedanke des edlen Mannes an jenem frohen, bedeutungsvollen Tage war: „Deo gratias, nun sind wir näher an unseren Armen.“

Der Mönch als Schutzmann.

In einem Eisenbahn-Coupe befanden sich eine Anzahl Kapuziner-Missionäre; da öffnet sich die Verbindungstür und ein jüdischer Geschäftsmann trat herein. Er entschuldigte sich höflich, daß er sich erlaube, in dieses ohnehin stark besetzte Coupe einzudringen, und bat, daß die Kapuzinermissionäre ihn wenigstens so lange in ihrer Gesellschaft dulden möchten, bis der Zug durch den Tunnel gefahren sei. Seine Bitte wurde gerne gewährt. Als der Zug aus dem Tunnel heraus war, dankte der jüdische Geschäftsmann für die große Gefälligkeit, die ihm die Missionäre erwiesen, und gab als Grund für seine Bitte an, daß er sehr große Geldsummen bei sich trage, weshalb er fürchtete, es könnte ihm durch den finsternen Tunnel ein Leid zugefügt werden. Bei den katholischen Ordensleuten aber fühle er sich auch durch einen Tunnel sicher. Das Vertrauen des Juden ehrte die Missionäre und ihn selbst.

Wer einem Fremdling sich nicht freundlich mag erweisen,
Der war wohl selber nie im fremden Land
auf Reisen.

Das christliche Jahr.

Monatskalender.

(Vom 16. bis 31. Jänner.)

16. Sonntag. Fest des hlgt. Namens Jesu. Festevangelium (Luk. 2, 21): Das göttl. Kind erhält am 8. Tage nach seiner Geburt den Namen Jesus gemäß dem Geheiß des Engels. Sonntagsevangel. (Joh. 2, 1—11): Jesus wirkt auf der Hochzeit zu Kana sein erstes Wunder durch Verwandeln des Wassers in Wein. Marcellus, Papst und Martyrer († 410); Honoratius, Bischof († 430).

17. Montag. Antonius, Eins. († 356).
18. Dienstag. Priska, Jgf. († im 1. Jahrh.); Petri Stuhlfeier zu Rom; Margareta v. Ungarn, Jgf. († 1281). ☾ Erstes Viertel 11 Uhr 18 Min. vormittags. — 19. Mittwoch. Kanut, König u. Mart. († 270). — 20. Donnerstag. Fabian, Papst († 250) und Sebastian, Martyrer († 288). Sonnenaufgang 7 Uhr 51 Min., Sonnenuntergang um 4 Uhr 33 Min.; Tageslänge 8 Std. 39 Min. — 21. Freitag. Agnes, Jgf. († 304); Meinrad Eins. und Mart. († 861). — 22. Samstag. Vinzentius, Diakon († 301) und Anastasius, Mart. († 528).

23. Sonntag. (Septuagesima.) (Fest der hl. Familie.) Evangelium (Matth. 20, 1—16): Jesus zeigt am Gleichnisse vom Weinberge des Herrn, daß Gottes Güte und Erbarmung nicht bloß den zuerst berufenen Völkern, den Israeliten, sondern auch den zuletzt berufenen, den Heiden, den vollen Anteil am Himmelreiche gewährt. — Maria Vermählung; Emerentiana, Jungfrau und Mart. († 304); Ildephons, Erzbischof († 667).

24. Montag. Timotheus, Bischof und Mart. († 1. Jahrh.); Bertram, Abt († 6. Jahrh.). — 25. Dienstag. Pauli Befehung; sel. Heinrich Suso, Mönch († 1355). ☾ Vollmond um 12 Uhr 48 Minuten mittags. — 25. Mittwoch. Polytarp, Bischof und Mart. († 167); Paula, Witwe († 404); Bathilde, Königin († 680); Alberich, Abt. — Donnerstag. Joh. Chrysostomus, Kirchenlehrer († 407). — 28. Freitag. Karl der Große, Kaiser († 814); Irmund, Hirt († 415). — 29. Samstag. Franz v. Sales, Bischof und Kirchenlehrer († 1622).

30. Sonntag. (Sexagesima) Evang. (Lukas 8, 4—15): Jesus lehrt im Gleichnis vom Sämann und dem Samen, der ausgestreut wird, wie das Wort Gottes einem Samenkörnlein gleich, ganz verschiedene Aufnahme in den Herzen der Menschen findet. — Martina, Jungfr. u. Mart. († 296); Adelgunde, Lebtfisin († 694).

31. Montag. Petrus Nolasus, Ordensstifter († 1256). — Sonnenaufgang um 7 Uhr 37 Min., Sonnenuntergang um 4 Uhr 50 Min.; Tageslänge 9 Std. 13 Min.

16. Jänner.

Der hl. Marcellus, Papst und Martyrer († 310.)

1600 Jahre sind vorübergegangen, seit der hl. Papst Marcellus die Kirche Christi regiert hat und sein Leben mit dem Martertode beschlossen hat. Damals mußten die Gläubigen noch zu den Katafomben ihre Zuflucht nehmen und tagtäglich des Martyriums für ihren Glauben gewärtig sein.

Wie viel besser haben es nicht die Katholiken im 20. Jahrhundert! Nicht in düstern Grabgemächern, sondern in herrlichen, hellen Kirchen können sie dem Gottesdienste beizohnen; nicht das Leben oder Vermögen oder ein öffentliches Bekenntnis

vor dem mit dem Tode drohenden Richter, nicht eine öffentliche Buße, wie sie die gefallenen Christen damals verrichten mußten, sondern höchstens ein kleiner materieller Schaden, ein mutiges sich Zeigen als Mitchristen vor Leuten, die umso weniger Schaden, je weniger man sich vor ihnen fürchtet, und eine oft fast winzige Buße für die größten Sünden wird heutzutage von den Gläubigen verlangt, aber auch das wenige ist den meisten noch zu schwer. Darum mehrten sich die Anzeichen, daß, nachdem das wenige vielen schon zu viel war, in nicht zu ferner Zeit wiederum größere Opfer für den Glauben von den Katholiken werden verlangt werden, damit sie den von den ersten Christen mit so vielen Opfern erkauften und mit noch größeren Opfern treu bewahrten Glauben wieder umsomehr schätzen lernen, je mehr auch in unserer Zeit man für ihn opfern muß.

Der hl. Marcellus war von Geburt ein Römer, der zur Zeit der grausamen Christenverfolgung durch Kaiser Diokletian dem Priestertume sich widmete und sich durch seine Tugenden u. seinen Glaubensmut so auszeichnete, daß er, obwohl noch Priester, nach dem Martertode des hl. Papstes Marcellinus zur Würde des Papstes erhoben wurde. Wie alle seine Vorgänger sollte aber auch er der Marterkrone teilhaft werden. Nur etwas mehr als 1 $\frac{1}{2}$ Jahre hatte er den Stuhl des hl. Petrus inne, als er in der Verbannung starb. Trotzdem wird manches von seiner Tätigkeit als Papst und Bischof von Rom berichtet, das auf seine Bemühungen, die durch die Verfolgungszeit so hart mitgenommene Kirche von Rom wieder zu heben, schließen läßt. Er teilte die Stadt Rom in 25 Pfarbezirke ein, wornach die Seelsorge und der Unterricht der nun zahlreich zum Christentum sich bekehrenden Heiden zur Taufe oder die Vorbereitung der reuig wiederkehrenden abgefallenen Christen zur öffentlichen Buße und das Begräbnis der Martyrer und anderer Christen geregelt wurde. Die feierliche Taufe und Aufnahme der öffentlichen Bürger in Rom erfolgte aber gemeinsam durch den Papst selbst. Papst Marcellus legte auch neue Grabkammern für die Christen an. Auch suchte er die durch die lange Verfolgung verschüchterte und ungeordnete Herde wieder zu organisieren und für neue Stürme widerstandsfähig zu machen.

Eben deswegen wurde er aber von den Heiden verklagt, daß er die der politischen Rechte beraubte Schar der Christen wieder sammle und einige, und daß er als Bischof auftrete, was von den heidnischen Machthabern war verboten worden, weil man damit die Christen zu einer hirtlosen und dem Verderben preisgegebenen Herde machen wollte. Außerdem trug ihm seine kirchliche Treue und sittliche Strenge, mit der er von den abgefallenen Christen vor ihrer Wiederaufnahme eine strenge öffentliche Buße verlangte, von manchen schwachen Christen und von den Regern

Anfeindungen ein, so daß es betreffs der Wiederaufnahme von abgefallenen Christen zu öffentlichen Tumulten kam. Die heidnische Obrigkeit griff ein und verbannte den ihr unbequemen Papst; wohin ist nicht bekannt. Doch erlag er bald den Leiden in der Verbannung. Sein Leib wurde wieder nach Rom zurückgebracht und in der Grabkammer der hl. Priszilla beigesetzt. Sein Name wurde in das Verzeichnis heiliger Päpste eingetragen und seit den ältesten Zeiten verehrten die Pilger sein Grab als das eines hl. Martyrers für Gottes und der Kirche Sache. Papst Damatus hat etwa 70 Jahre nach dem Tode des hl. Marcellus ihn durch eine Grabchrift verherrlicht, die den hl. Marcellus als einen wahrheitsliebenden Kenner der Kirche zu Rom und als Dulder für Christus preist.

Papst Marcellus wurde nämlich, als er vor dem heidnischen Richter geladen war, befragt, ob er Bischof von Rom sei. Eine ausweichende Antwort oder eine Lüge hätte ihn retten können. Allein Papst Marcellus verabscheute jede Unwahrheit und bekannte sich daher mutig als Bischof von Rom und starb als Blutzeuge für die Liebe zur Wahrheit. Möge sein Beispiel uns vor aller Unwahrheit in Reden und Handeln bewahren.

Rechtsskunde.

Ausschank von Limonaden konzessionspflichtig.

Der Verwaltungsgerichtshof hat entschieden, daß nach § 16 der Gewerbeordnung auch die Verabreichung von Erfrischungen zu den Berechtigungen gehört, in welche das Gast- und Schankgewerbe zerfällt. Der Handel mit Sodawasser und Limonaden ist ein freies Gewerbe, während der Ausschank dieser Getränke ein konzessioniertes Gewerbe ist. Da der Handel mit diesen Erzeugnissen zu keinem Ausschank berechtigt, so ist auch der glasweise Verkauf dem Handel nicht gestattet und würde eine Übertretung der Gewerbeordnung darstellen.

„Auf eigenes Ansuchen entlassen.“

Vielfach herrscht die Meinung vor, daß der Arbeitgeber verpflichtet werden könne, ins Arbeitsbuch einzutragen: „Auf eigenes Ansuchen entlassen“, wenn das Arbeitsverhältnis vom Arbeiter selbst gelöst wurde. Diese Ansicht ist nach wiederholten gewerbegerichtlichen Entscheidungen falsch. Ein Gewerbegericht hat abermals erklärt, daß nach dem § 81 der Gewerbeordnung der Unternehmer nicht verpflichtet sei, in dem erteilten Zeugnis ersichtlich zu machen, daß das Arbeitsverhältnis auf Verlangen des Arbeiters gelöst wurde.

Vorschuß an Hilfsarbeiter.

Das Gewerbegericht in Lemberg entschied, daß ein Vorschuß an Gehilfen nicht als Darlehen, sondern als Vorauszahlung

des Lohnes anzusehen sei, weshalb die Verabredung auf Ratenzahlungen nur für die Dauer des Arbeitsverhältnisses ihre Wirkung habe. Bei Auflösung des Arbeitsverhältnisses ist der ganze Rest des Vorschusses auf einmal fällig und hat der Meister das Recht, von dem letzten Lohn den ganzen Rest des Vorschusses auf einmal abzuziehen.

Schenkung bei Lebenszeit.

Wenn den Kindern das Geld sofort übergeben oder ihnen Sparkassbüchel mit dem Namen der Kinder geschenkweise übergeben werden, so sind Gebühren nicht zu entrichten, falls dies zwei Monate vor dem Tode erfolgt ist.

König und Milchhändler.

König Ludwig I. von Bayern pflegte ohne Begleitung und in einer Toilette, die nicht auf den König raten ließ, in den Straßen Münchens spazieren zu gehen. Einst stand in einer wenig belebten Gasse ein Bäuerlein neben seinem Dorfswagen mit einem Korbe, welchen er mit Milchgefäßen gefüllt hatte, und schien auf den König, welcher gerade allein des Weges kam, zu warten. Als dieser an dem Wagen vorübergehen wollte, rief der Bauer ihm zu: „Sie, san 'S' doch so guat, und bleiben 'S' a bisserl bei moane Koss', derweil ich den Korb zu dene Leut' aufi trag!“ — „Z' woas denn?“ antwortete der König. — „Ja, schau'n 'S',“ antwortete der Bauer, „wenn mi die malefiz Gendarmen derwischen, daß die Koss' alloan steh'n, dann werd' i g'straft! I hab' grad koan andern z'r Hand, — also gebn 'S' a biszl Obacht.“ — „No dann geng'n 'S' zu, aber mach'n 'S' net z'lang“, rief lachend der König dem Bauer nach, und blieb bei den Pferden stehen. — Mittlerweile kamen Leute vorüber, welche den König kannten und zogen ehrfurchtsvoll die Hüte. — Der König, welcher den Bauer gerade wieder aus der Türe treten sah, nickte demselben zu und entfernte sich rasch. Der Bauer sah seinem Kossewächter erstaunt nach und rief: „Sie, woll'ns nit a Moas?“ — „Dös war ja der Kini!“ belehrten die Leute den Bauer. — „No, aber die Ehr!“ sagte er, indem er respektvoll seine Tiere betrachtete, — „Enk verkaaf i a net mehr, so lang der Herrgott mir's Leben laßt!“

Zeitgeschichtchen.

— **Ein Rattenfänger.** Eine sagenhafte Figur ist der Rattenfänger von Hammeln; in London gibt es einen Rattenfänger, den der Londoner Gesellschaftsrat mit einem Jahresgehalt von 1000 K ernannt hat; sein Name ist John Jarvis. Er fängt nur lebende Ratten, aber wie er es macht, das ist sein Geheimnis. Es scheint, daß die Geschicklichkeit im Fangen der schädlichen Nagetiere eine spezielle Eigenschaft der Familie Jarvis ist. Seit dem Jahre 1803 hat jedes männliche Mitglied dieser Familie sich dem Rattenfang gewidmet.

John Jarvis hat an alle Rattenfänger Großbritanniens die Herausforderung ergehen lassen, daß er in einer bestimmten Zeit eine größere Menge dieses Ungeziefers fangen könne, als irgend ein anderer, vorausgesetzt, daß weder Hunde, noch Frettchen bei der Rattenjagd verwendet würden. Mit Hilfe seines Onkels erklärte Mrs. Jarvis sich sogar bereit, 1000 Ratten in drei Nächten zu fangen. Als der Rattenfänger von London dem Interviewer diese Mitteilung machte, fütterte er gerade ein halbes Duzend zahmer, weißer Ratten, während sein sieben Jahre altes Töchterlein neben ihm mit ein paar Frettchen spielte. Miß Jarvis größter Schmerz ist, daß er keinen Sohn hat, auf den er sein Familiengeheimnis vererben könnte. Tote Ratten, so erzählte er, haben keinen Wert, aber für das Duzend lebender erhielt er drei bis acht Schilling. Soviel Jarvis verriet, besteht seine Methode, die Ratten scharenweise einzufangen, in der Anwendung eines Betäubungsmittels. Sobald dieses ausgestreut worden sei, kämen die Ratten in Schwärmen hinzugelassen, und es genüge das Beschnuppern, um jede Ratte zu betäuben. Es bliebe ihm nur noch übrig, die Ratten durch das Eintauchen ihrer Schnauze in Wasser aufzuwecken. Als Jarvis, der auch an mehreren großen Instituten Londons gegen festen Gehalt angestellt ist, einst in dem alten Gaiety-Theater auf Rattenfang ging, sprang eine riesige Ratte auf ihn zu und biß sich in seinem Arm fest. Erst nach fünf Minuten gelang es, den langschwänzigen Nager loszureißen und zu töten. Das Untier wog acht Pfund.

— **Ein alter Volksgebrauch** für den Dreikönigstag hat sich in einigen Dörfern des Hüttenbergdistriktes erhalten. Darüber wird aus Weklar geschrieben. Am 6. Jänner, dem heiligen Dreikönigstag, ziehen Knaben und Mädchen mit Körben durchs Dorf, stellen sich in den Hausfluren auf und singen:

Ich hab' gehört, ihr hätt' geschlacht,
Und hätt' so lange Wurst gemacht;
Drum gebt mir von der langen
Und laßt die kurze hangen.

In anderen Ortschaften lauten die beiden letzten Zeilen:

Gebt mir ein Stück von eurem Speck,
Sonst geh' ich nicht von der Haustür weg.

Ist der Gesang beendet, so erhalten die Kinder von der gutmütigen Hausfrau Brot, Eier, Fleisch oder Wurst. Früher trugen die Kinder auch, wie es bei uns in Österreich noch üblich ist, einen großen Papierstern vor sich her, was auf den Umzug der drei Könige mit ihrem Stern hindeutet. Infolge des zunehmenden Wohlstandes der ländlichen Bevölkerung ist die alte Volkssitte bald ganz verschwunden.

— **Im Rachen des Löwen.** In der zoologischen Abteilung des Londoner Kristallpalastes wurde ein Wärter von einem Löwen angefallen und schwer verletzt. Hunderte von Zuschauern waren dabei zuge-

gen, doch fand keine Panik statt. Der mächtige fünfjährige Löwe Prinz, der in der Gefangenschaft geboren ist, wurde eben gefüttert, als der Wärter Gardiner, der ihm schon seit langem bedient hat und auf sehr vertrautem Fuße mit ihm stand, seine Hand durch das Gitter des Käfigs steckte, um ihn zu streicheln. Der Löwe, der offenbar glaubte, der Wärter wolle ihm das Futter wegnehmen, schlug sofort seine Zähne in den Vorderarm des Mannes und hielt ihn fest. Alle Bemühungen, ihn zu befreien, waren lange vergeblich; der Rachen des Löwen hielt ihn wie in einem Schraubstock fest. Endlich gelang es einem anderen Wärter unter ungeheurer Aufregung, eine Eisenstange in das Maul des Löwen zu zwängen, worauf dieser sein Opfer fahren ließ. Gardiner wurde, halbtot vor Schmerz und Angst, in das nächste Hospital geschafft, wo man fand, daß der Vorderarm furchtbar zerfleischt war und wahrscheinlich amputiert werden muß.

— **Ein Festessen um 50.000 Kronen.** G. A. K e f l e r ist der Name eines amerikanischen Millionärs, der sich Verschiedenes erlaubt und erlauben kann, weil er es eben hat. Unlängst kam er auf die Idee, einige seiner Bekannten auf eine möglichst originelle Art essen zu lassen. Er mietete den Wintergarten des durch seine Großartigkeit so berühmten Londoner „Savoy Hotel“ und ließ denselben durch Künstler in eine Polarlandschaft umwandeln. Den Mittelpunkt derselben bildete der aus einem Eisberg bestehende Nordpol, um welchen herum die reich gedeckte Tafel aufgestellt war. Man wählte in einer Eiszgrotte zu sein, deren durchsichtige Wände in dem Lichte der elektrischen Lampen glitzerten und den Eindruck bläulichschimmernden Eises hervorbrachten. Um die Illusion zu erhöhen, hatten die Kellner Eskimokleider aus Eisbärenfellen an. Die Speisen waren dem Charakter des Festes entsprechend benannt. — Die Kosten dieses Diners beliefen sich auf ungefähr 50.000 K, wobei das einzelne Kubert mit zirka 240 K berechnet war. Natürlich sprach am anderen Tage ganz London von nichts anderem, als von diesem Diner, das ein Vermögen gekostet hatte.

— **Im Zwischendeck.** Die zur Überwachung des Einwanderungswesens eingesetzte Kommission der New-Yorker Hafenverwaltung berichtet von skandalösen Zuständen in den Zwischendecks der Ozeandampfer. Die Frauen sind den gröblichsten Belästigungen seitens der Matrosen ausgesetzt. Auffallend ist, daß über deutsche Schiffe keine Klagen laut geworden sind.

— **Verhängnisvolle Weihnachtsfahrt.** In einer Ortschaft in der Nähe von Karlowitz wollten am Weihnachtstage 35 junge Leute zur Christmette gehen, wobei sie über einen Fluß mußten. Während der Fahrt geriet der Kahn, den sie benutzten ins Schwanken, so daß Wasser eindrang. Er sank und 23 Personen fanden dabei den Tod im Wasser.

Der neue Staatsbahnhof in Triest-St. Andrea.

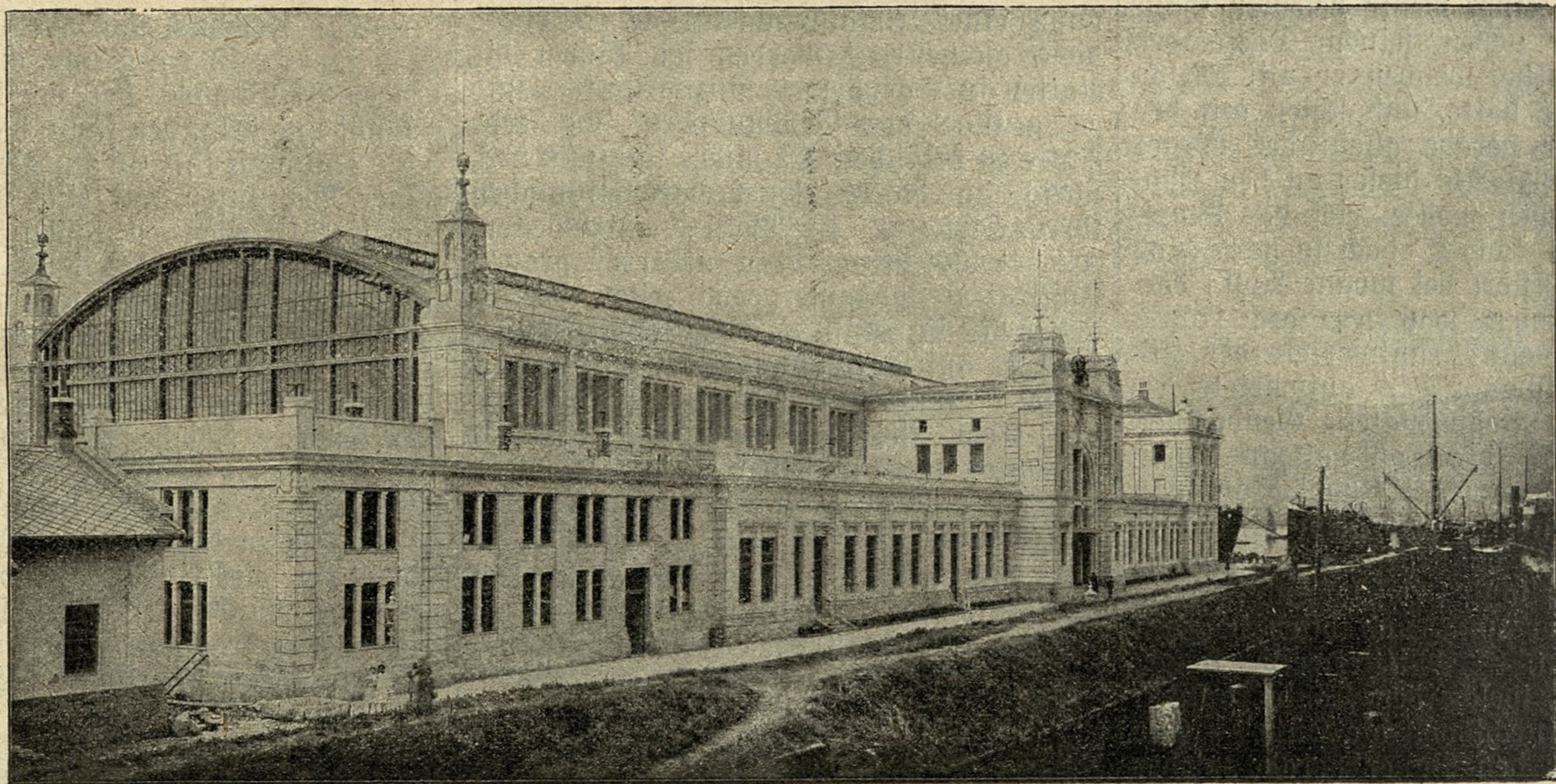
Ein Prachtwerk moderner Baukunst ist der neue Staatsbahnhof in Triest. Prädigend und geschmackvoll ist sein Äußeres und leuchtet gleich dem in seiner Nähe befindlichen Leuchtturm weit hinaus in die blaue Adria und spiegelt sich im lustigen Wellenspiel, während den Hintergrund das handelsfreundliche Triest bildet. Das Bahnhofgebäude ist nicht nur für den Verkehr, sondern auch für die Bequemlichkeit der Reisenden sehr vorteilhaft und gut eingerichtet. Es ist in Österreich wohl der erste Bahnhof, der nebst allen modernen Bequemlichkeiten auch Baderäume zur Erquickung müder Reisender zu seiner Einrichtung zählt. Der Bahnhof liegt knapp am Meeresufer im Stadtteil St. Andrea und es stehen daselbst 30 km Ge-

Herrn gewöhnt war. Die Magd aber bedeutete ihm, daß der Schrank verschlossen sei und der Schlüssel dazu von der Hausfrau aufbewahrt würde. Kurz entschlossen lud nun der Hannes den verschlossenen Schrank auf den Wagen und nahm ihn mit ins Heu. Hier aber gab es großes Aufsehen, als er mit dem Möbelstück anrückte. Der Bauer fuhr ihn an: „Was das zu bedeuten hätte?“ Hannes antwortete laut und so, daß es alle Nachbarn hören konnten: „Ich bringe den Küchenschrank zu dem dazu gehörigen Schlüssel, den Ihre Frau in Verwahr hat, damit ihr der Weg nach Hause erspart bleibt, wenn sie das übliche Vesperbrot herausgeben will.“ Darauf erhob sich ein großes Gelächter u. Bravorufen bei den Nachbarn und Tagelöhnern des geizigen Ehepaares. Ob sich dieses aber die Lehre merkte, darüber wird nichts berichtet.

bemerken ist. In der Hoffnung, daß der in der Frühe des nächsten Tages fortziehende Erzherzog den Schaden nicht bemerken werde, legte er sie vorsichtig an ihre frühere Stelle auf dem Fensterbrett. Gleich darauf tritt der Erzherzog ein und greift zum größten Schreck der ganzen Familie sofort nach seiner Zigarrenspitze. Er öffnet das Etui, nimmt die Zigarrenspitze heraus, betrachtet sie von allen Seiten verwundert und sagt dann: „Das geht aber ganz gewiß nicht mit rechten Dingen zu. Gestern hab ich während des Marsches die Zigarrenspitze zerbrochen und heut ist sie wieder ganz!“

Der lachende Page.

Eine unerwartete Erbschaft von 200.000 Mark wurde einem Page des Aronaut Hotels in San Franzisko zu teil. Michael Dunphi trat vor einigen Monaten als



Der neue Staatsbahnhof in Triest-St. Andrea.

leise der Verkehrsabwicklung zur Verfügung.

Der Schrank zum Schlüssel.

Ein reicher Bauersmann und seine Frau, beide als sehr geizig bekannt, waren mit einer Anzahl Tagelöhner bei der Heuernte beschäftigt. Während hierbei die andern Landleute mit ihren Arbeitern im Schatten eines Baumes das Vesperbrot einnahmen, mußten die Leute des geizigen Ehepaares ohne Pause weiter arbeiten. Dies verdroß den erst vor kurzen in Dienst getretenen Knecht Hannes sehr und er nahm sich im Stillen vor, seine Herrschaft entsprechend zu belehren. Die Gelegenheit dazu bot sich auch bald. Nach einer Weile schickte der Bauer den Hannes nach Hause, den Wagen zu holen. Hannes ging in die Küche und bat die alte Magd um ein Butterbrot, wie er es bei seinen früheren

Die zerbrochene Zigarrenspitze.

In dem steiermärkischen Städtchen L., in welcher Gegend Manöver abgehalten wurden, war Erzherzog Ferdinand bei einer Bürgerfamilie einquartiert. Ein deutsches Blatt erzählt hierüber. Gegen Abend verließ der Erzherzog sein Quartier, ließ aber seine Meerschamuzigarrenspitze im Etui auf dem Fensterbrett seiner Stube liegen. Nicht lange darauf kam der kleine Sohn Franz der Familie triumphierend mit der entdeckten Zigarrenspitze in der Hand ins Zimmer. Aber wehe! Dieselbe ist in der Mitte auseinandergebrochen. Dies ist dem Vater höchst unangenehm und der Franzl bekommt eine Tracht Prügel richtig zugemessen. Aber davon wird die Zigarrenspitze nicht wieder ganz. Der Vater macht sich daher daran, sie zu flicken, was ihm auch so vortrefflich gelingt, daß die Bruchstelle kaum noch zu

Page in den Dienst des vorher genannten Hotels und, da er Neuling war, wurden ihm von seinen Kollegen stets die unangenehmsten Arbeiten und Gäste aufgehängt. Michael unterzog sich ohne Murren den Beschwerden eines vielgeplagten Hotel-pagen und zeigte den Gästen stets ein freundliches Gesicht. Unter anderen wohnte eine alte, franke und sehr reizbare Dame, die der Schrecken aller Pagen und Hotel-dienstboten war, in dem Hotel. Dabei galt sie als äußerst geizig, niemals hatte sie irgend einem Page oder Dienstmädchen für diese oder jene Hilfeleistung auch nur einen Cent gespendet. Michael ertrug mit gleicher Geduld die Kapriolen der alten Dame, wie auch die beißenden Witze der ihn verhöhnenden Kollegen. Als dann die Alte ohne einen Cent Trinkgeld für den armen Michael abreiste, wurde er von seinen Kameraden nur noch mehr angeulkt.

Doch machten die Herren Bagen recht dumme Gesichter, als plötzlich ein Scheck über 400 Mark für Michael eintraf. Der Spott verwandelte sich recht bald in Ärger, als plötzlich für den Bagen Michael weitere 10.000 Mark einliefen. Michael verwandte dieses Geld zum Ankauf eines Wohnhauses für seine Eltern. Als die Dame, die sich über die Verwendung des Geldes erkundigt hatte, dies erfuhr, ließ sie ihren immer freundlichen Bagen noch weitere 190.000 Mark anweisen. Nun änderten sich die Rollen. Jetzt lachte Michael, während seine Kollegen ihrem Ärger in allerhand Kraftausdrücken Lust machten, die aber den vermögenden Michael völlig kalt ließen.

Winter.

Winter ist's: durch's fahl' Geäste
 Raft der Raubsturm, wirre Reigen
 Weißer Flocken schweben nieder,
 Daß die Zweige tief sich neigen.

Blumenzweig und Eiskristalle
 Malt der Frost an First und Scheiben,
 Baut zu Wasser und zu Lande
 Glatte Bahn zu frohem Treiben.

Unterm Schneedach aber klingen
 Altes Lied und Sage wieder;
 Und das Christkind steigt zur Weihnacht
 Aus des Himmels Höh' hernieder.

E. R.

Marokkanische Justiz.

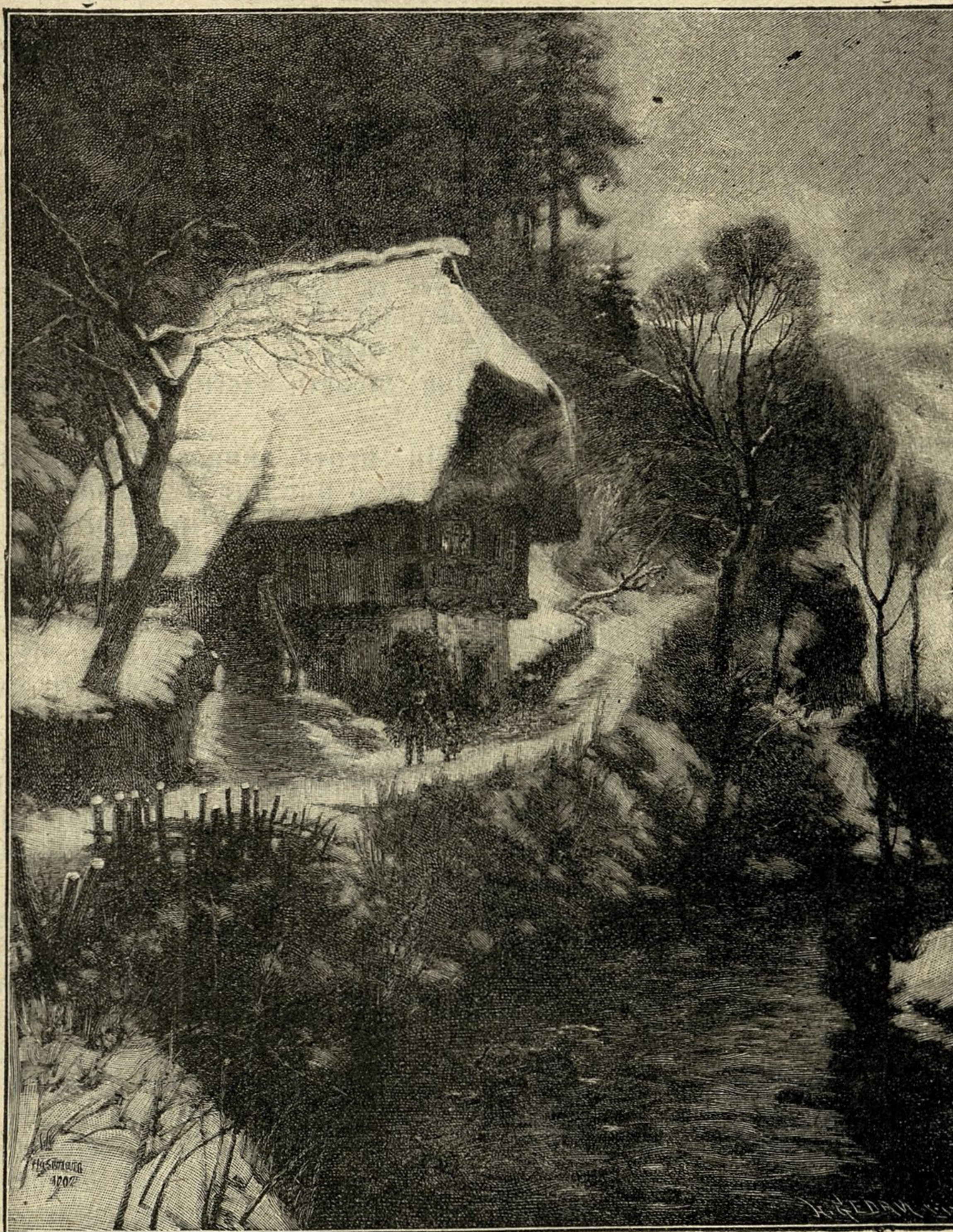
Wie es mit der Rechtspflege in Marokko bestellt ist, kann man leicht ermessen, wenn man bedenkt, daß die Strafen dort ganz willkürlich verhängt werden. Sie sind hart und grausam. Ihr Gesetzbuch ist der Koran, Verstümmelungen, Blendung, Vermögenskonfiskation sind dort an der Tagesordnung. Es ist dies in dem schönen, fruchtbaren Lande, das die Kornkammer Europas sein könnte, Tradition. Hiefür ein Beispiel. Sultan Mulei Ismael, der den Spaniern Tanger und Al-Uraich wieder entrissen hatte, war ein ausgemachter Wüterich. Er hat seit seiner Regierung nicht weniger als 5000 Menschen eigenhändig hingemordet, und zwar unter den ausgesuchtesten Martern; nicht Günstlinge, nicht seine Frauen, deren er nach und nach 8000 hatte, nicht Kinder verschonte er. Er starb 1727 und hinterließ 825 Söhne und 342 Töchter. Bruderkriege, unter solchen Verhältnissen wohl erklärlich, waren an der Tagesordnung, ebenso Aufstände der sich mehr oder weniger unabhängig wahnenden freilebenden Volksstämme und ewige Kämpfe mit Spanien, Frankreich und Portugal. Eine der mild zu nennenden landesüblichen Strafen ist folgende. Ein Mann wurde, wie der englische Korrespondent Lawrence Harris berichtet, eines geringfügigen Vergehens halber an einem Handgelenk hochgebunden, so daß er mit den Zehenspitzen kaum noch den Boden berührte und in dieser

qualvollen Situation von früh morgens bis Sonnenuntergang belassen. Und solche Strafen werden wegen ganz geringfügiger Vergehen verhängt. Europäische Protektorate sind ja meist nichts weiter als ungerechte Besitzergreifungen, für dieses Land aber wäre es doch eine wahre Wohltat, wenn ein europäischer Staat die Oberhoheit führen würde.

Grausame Sitte.

Bei den Ureinwohnern Ozeaniens bestehen die berühmten Kopfsagden; sie sind eine grausame, unmenschliche Sitte, die trotz der Überwachung bei den Süd-

nie das Weib eines Mannes werden könne, der der alten Sitte abtrünnig geworden und die Erfüllung der Forderung des herkömmlichen Brautgeschenkes verweigere. Durch den Spott der Geliebten, die ihn als Memme behandelte, und ihm die Anlegung von Weiberkleidern empfahl, zur Verzweiflung getrieben, verschwand Hathnabeng eines Tages aus dem Dorfe. Als er zurückkehrte, galt sein erster Gang der Hütte der Geliebten, die er mit einem schweren Sack auf der Schulter betrat. Als er ihn öffnete, rollten vier Menschenköpfe über die Bambusmatte. Beim Anblick der ersehnten Trophäen flog die beglückte



Winter.

seeinsulanern heute noch ausgeübt wird. Es ist dies eine Art Liebesforderung. Junge Mädchen fordern von ihrem Bräutigam, daß er ihr einen oder mehrere Menschenköpfe zur Hochzeitsgabe bringt. In einem Distrikte, in dem die fleißige Kulturarbeit der Missionäre bereits segensreiche Früchte getragen, war es der Beredsamkeit des Missionärs glücklich gelungen, einen jungen Mann namens Hathnabeng zum Verzicht auf die barbarische Gepflogenheit zu bestimmen. Leider verliebte sich der junge Dajakrieger in eine Schöne, die seine Liebe wohl erwiderte, ihr Jawort aber verweigerte, da sie

Schöne dem Geliebten um den Hals und bedeckte sein Gesicht mit leidenschaftlichen Küssen. „Hier hast du die gewünschten Köpfe!“ rief der gehorsame Liebhaber. „Willst du sie dir nicht näher ansehen?“ Zu ihrem Entsetzen erkannte jetzt das Mädchen die Köpfe ihres Vaters, ihrer Mutter, ihres Bruders und eines jungen Mannes, der Hathnabengs Nebenbuhler gewesen. Auf das Wehgeschrei des beschimpften und so grausam bestraften Dajakmädchens eilten die Stammesgenossen herbei, die Hathnabeng ergriffen, in einen Käfig sperren und dort den Hungertod erleiden ließen.

Aus verschiedenen Ländern.

Kirchliches.

Kardinal Gruscha von Wien, der im 90. Lebensjahre steht und nun einen Koadjutor erhält, ist vom Kaiser mit dem Stephansorden ausgezeichnet worden. Der bisherige Weihbischof Dr. Marshall, (siehe Bild!) welcher bei der Wiener Bevölkerung sehr beliebt ist, wird gedrängt, seine Stelle als Weihbischof zu behalten. Kürzlich brachten zahlreiche Kirchenbesucher nach dem Gottesdienst Hochrufe auf ihn aus und baten ihn, auszuhalten.

Kirchenraub. Die Kirchenräuber von Czestochau wurden nun entdeckt und auch der gestohlene Schatz ist zum größten Teile aufgefunden worden. Die gestohlenen Sachen waren, in ein Leintuch eingehüllt, in den Warthafluß versenkt worden. Die Täter sind der Bauer Winiarek, dessen Bruder u. ein Bäcker, die mit Hilfe eines entsprungenen Sträflings den Raub ausführten. — Letzter Tage wurde die kath. Kirche in Abbazia am Adriatischen Meere vollständig ausgeraubt; von den Tätern hat man noch keine Spur.

Oesterreich-Ungarn.

Die politische Lage hat sich in Oesterreich wenig seit Weihnachten geändert. Die Ansicht der Deutschfreisinnigen über die Geschäftsordnung bessert sich von Tag zu Tag und man findet darin jetzt sogar einen Sieg der Deutschen und eine Niederlage der Slaven, während man früher in der Geschäftsordnung einen „Verrat an Deutschland“ sehen wollte. Die Christlichsozialen waren eben weitsichtiger und gescheiter als unsere Deutschfreisinnigen, und haben sofort erkannt, was dem Parlamente, dem Reiche und dem Volke frommt. Baron Bienerth ist vom Kaiser mit dem Leopoldsorden ausgezeichnet worden und genießt auch weiterhin das Vertrauen der Krone. Eine Ergänzung und Personenwechsel im Kabinett wird aber trotzdem bald platzgreifen.

Deutsche Tagung in Prag. Am 9. Jänner fand in Prag eine von 300 Vertretern verschiedener Parteien besuchte Vertrauensmännerversammlung statt, in der über die politische Lage der Deutschen in Böhmen gesprochen wurde. Neue Beschlüsse wurden nicht gefaßt. Dem böhmischen Landtage gegenüber wurde an den früheren Beschlüssen festgehalten und die bisherige Haltung der deutschen Landtagsabgeordneten gebilligt. Die wichtigste Aufgabe der deutschen Abgeordneten sei es, einig im Entschluß zu sein und die sofortige Beratung der Regierungsvorlagen über die Sprachengesetze für Böhmen zu erzwingen. Es wurde beschlossen, ein- oder zweimal im Jahre eine solche allgemeine Tagung der Deutschen in Böhmen abzuhalten. Leider versuchte man, diese Versammlung zu einer deutschfreisinnigen umzuwappeln und für eine große deutschfreisinnige Organisation in Böhmen Stim-

mung zu machen, obwohl auch die beiden Äbte und Herrenhausmitglieder Selmer und Pammer der Versammlung beiwohnten. Zur Flottmachung des böhmischen Landtages werden nun wieder Verhandlungen mit den Parteiführern gepflogen werden. Ihr Ergebnis ist sehr zweifelhaft trotz der finanziellen Notlage des Landes.

Rothschild umgangen. Ein großer Erfolg unserer Postsparkasse ist es, daß nun eine 140 Millionen-Anleihe des Staates nicht wie bisher stets bei Rothschild, sondern bei der österr. Postsparkasse gemacht werden konnte und der Profit nicht mehr der überreichen Familie Rothschild, sondern einem österr. staatlichen Institute selber zufließt. Man sieht also, es geht auch ohne Rothschild und daß unsere Regierung, wohl namentlich auf Betreiben des christlichsozialen Handelsministers Dr. Weiskirchner diesen Schritt zur Erlösung aus Rothschilds Knechtschaft getan, ist ihr hoch anzurechnen.

Der ex ley Zustand ist infolge der Regierungskrise in Ungarn mit 1. Jänner eingetreten; in dieser Zeit dürfen u. a. keine Steuern exekutiv eingetrieben werden.

Ein neues ungarisches Ministerium, das jedoch nur aus 5 Personen besteht, ist durch den neuen Ministerpräsidenten Dr. v. Lufacs gebildet worden. Ob es sich lange halten wird, ist sehr zweifelhaft, da es von der Justhpartei stark bekämpft wird. Ob ihm das Parlament die sog. Indemnität bewilligen wird, ist zur Stunde noch fraglich. Darnach soll der Reichstag aufgelöst und die Neuwahl aufgrund des allgemeinen, gleichen Wahlrechtes durchgeführt werden. Entscheidet sich hierbei das Volk für die von der Unabhängigkeitspartei geforderte Bank- u. Zolltrennung, dann dürfte die Krone ihnen dieselbe gewähren. Zum selbständigen Heere und zur Personalunion ist dann freilich nicht mehr weit. Man meint, daß das Ministerium Lufacs bald zurücktreten und von einem Ministerium mit dem Grafen Khuen-Hedervary an der Spitze wird abgelöst werden. (Während des Druckes kommt die Nachricht, daß Lufacs schon zurückgetreten sei, und daß Graf Khuen-Hedervary zum ungarischen Ministerpräsidenten ernannt wurde.)

Ein Spital von der Erde verschlungen. Ein ebenso schauerliches wie seltenes Unglück ereignete sich am 8. Jänner in Raibl, Kärnten, wo ein dem Arar gehöriges Spitalgebäude plötzlich einstürzte und von der Erde samt den Inwohnern verschlungen wurde. An der Stelle, wo das Gebäude stand, hatte sich ein 100 Meter tiefer Raum gebildet, in dem sich sofort Wasser ansammelte. In dem Gebäude befanden sich der Spitalsarzt Dr. Wessely mit Frau und Kind, zwei Dienstpersonen, eine Krankenwärterin und ihr Mann, die lebendig begraben wurden. Eine Rettung schien ausgeschlossen. Das Unglück entstand durch eine Pinge, die infolge des Bleibergbaues

unter dem Spitale entstanden war. Der Einbruch wurde durch zwei Sprengschüsse im Bergwerk veranlaßt. Ein dumpfes Krachen entstand, die Erde öffnete sich, in wenigen Sekunden stürzte ein Teil und bei einem zweiten Ruck der zweite Teil des Gebäudes in die schauerliche Tiefe. Ein Lehrling, der in einem Zimmer sich bei der Arbeit befand, rettete sich, indem er beim ersten Krachen zum Fenster hinausprang. Das Unglücks-Grubenfeld gehört dem Grafen Henkel-Donnersmark.

Ein mißglückter Flugversuch in Prag. Die große Erwartung der Prager, die sie auf den Flugversuch des französischen Luftschiffers Gaubert hegten, ist zu schanden geworden. Etwa 60.000 Menschen, auch der Statthalter und der Abel wohnten auf der Ruchelbacher Rennbahn dem seltsamen Schauspiel eines fliegenden Menschen bei. Nachdem Gaubert in einer Höhe von 10 Meter eine Strecke von einem Kilometer zurückgelegt hatte, machte plötzlich die Flugmaschine eine Schwankung und flog über die dichtgedrängte Zuschauermenge hin. Der Motor hatte versagt und nur durch einen Gleitflug wurde ein Unglück verhütet. Auf einem nahen Felde landete der Luftschiffer mit teilweise zerbrochenem Flugapparate und geknickter Siegeshoffnung. Gaubert gab die Schuld dem schlechten Benzin, das er in Prag erhielt.

Verschiedenes. Im Salzburger Dom soll die Orgel umgebaut werden und 100 klingende Stimmen erhalten. Sie wird dann die größte Orgel der ganzen Monarchie sein. — In Wien ist die Gründung eines Beuroner Klosters beabsichtigt und soll dasselbe auf den Gründen des ehemaligen Schmelzer Friedhofes erstehen. — Der Papst hat den Führer der ungarischen Volkspartei Grafen Ferdinand Zichy zum Ritter mit den goldenen Sporen des Ordens der heiligen Jungfrau ernannt.

Frankreich.

Dreyfus Sozialist. Der bekannte Jude Dreyfus hat sich nun glücklich zum Sozialisten durchgemauert und soll nun als Wahlbewerber von den Pariser Sozialisten aufgestellt werden. Ein neuer Beweis für die unbedingte Judenthenerie der Sozialisten aller Länder.

England.

Die große Wahltschlacht, welche zwischen Oberhaus und Unterhaus entscheiden soll, wird am 15. Jänner mit der Wahl von 69 Abgeordneten beginnen, nachdem ein hitziger Wahlkampf zwischen Konservativen und Liberalen stattgefunden hat. Die Lords, so heißen die Mitglieder des Oberhauses, sind sehr fleißig in die Versammlungen gegangen, so daß an einem Tage 24, am anderen 25 Lords Wahlreden hielten. Da in England die Sitte herrscht, daß jeder Kandidat möglichst jeden Wähler persönlich besucht, so haben die hohen und niederen Wahlbewerber viel zu tun und die Wähler viele hohe Besuche zu empfangen. Von den Lords wird die Kriegs-

gefahr von Deutschland als Schreckbild an die Wand gemalt und der Haß gegen Deutschland ist in diesem Wahlkampfe stark geschürt und vergrößert worden.

Spanien.

Wieder ein Mordplan gegen König Alfons, der seines Lebens mehr als andere Sterbliche keinen Tag sicher ist, wurde in Andalusien aufgedeckt. Mehrere Anarchisten, Ingenieure, wurden verhaftet. Der König sollte auf der bevorstehenden Jagd in Andalusien ermordet werden.

Griechenland.

Das griechische Königsschloß ist am 6. Jänner zum Teil ein Opfer des Feuers geworden, das den mittleren Teil zerstörte, während die Seitenflügel verschont blieben. Der Brand kam in der Hauskapelle durch elektrischen Kurzschluß aus. Die königliche Familie war auf einer Villa am Lande. Menschenleben ging beim Brande keines zugrunde. Ob auch der durch das Offizierkorps angestiftete politische Brand in Griechenland, der zeitweilig auch die Königsfamilie zu verschlingen schien, wird so rasch gelöscht werden können wie der Brand des Königsschlusses, steht noch in Frage. Der König will nur dann auf den Thron verzichten und das Land verlassen, wenn er die Überzeugung haben werde, daß das Volk seinen Rücktritt wünsche. Bis jetzt habe dies nicht den Anschein. Auch dürften die königlichen Prinzen wieder in die Armee eintreten.

Asien

Ein Denkmal der Treue wurde vor Port Arthur zu Ehren der dort gefallenen Japaner errichtet und führt den Namen „Gedächtnisturm der Treue“. Es kostet 430.000 Mark. In einer Urkunde, die dort verwahrt wird, ist die Zahl der vor Port Arthur gefallenen Japaner mit 20.861 Mann angegeben.

Eine Fremdenverfolgung wird in China besonders in Schantung, von buddhistischen Priestern und Studenten angezettelt. Natürlich geht es dabei vor allem gegen die Missionäre.

Zeitgeschichten.

— Ein Sonderling. „Leihe mir 100 Sous!“ — „Pardon, mein Herr, ich kenne Sie ja nicht.“ — „Desto besser, mein Freund. Man verleiht nicht Geld an Leute, die man kennt.“ Dieses seltsame Gespräch erfolgte kürzlich auf der Terrasse eines Bierhauses in Paris zwischen einem Kellner und einem sehr elegant gekleideten Herrn. Als der Kellner auf wiederholtes Bitten taub blieb, stürzte sich der Fremde auf ihn und schleuderte ihn auf die Straße, wo beide verhaftet wurden. Auf der Polizei gab der Erzürnte an, André Mau zu heißen, 47 Jahre alt zu sein und in der Chalonsstraße zu wohnen. Man fand bei ihm einen Betrag von 400 Franken. Er gab an, die hohe Mission zu haben, das gute Herz seiner Mitmenschen zu erproben. Deshalb stelle er an jeden, der ihm

begegne, das Verlangen nach Geld. Aber er habe auf seinem Wege nur sehr wenig wirklich freigebige Menschen gefunden. Man solle die Menschheit mit Fußtritten behandeln. Sogleich zog er auch seine Stiefel aus, und warf sie dem Polizisten ins Gesicht. Man schickte den Mann auf das Beobachtungszimmer des Depots.

— Die Uhr des Lehrers. Es sind jetzt mehr als zwei Jahre her, da wurde ein Lehrer aus Ulfa in Oberhessen an eine Offenbacher Volksschule versetzt. Die Ge-

nach und erhielt die Erlaubnis. Dem Lehrer dagegen wurde ein Gesuch, ihm die Annahme des Geschenkes zu erlauben, abschlägig beschieden. Er wollte daraufhin die Uhr wieder zurückgeben. Der Bürgermeister von Ulfa verweigerte jedoch die Annahme, da er die Genehmigung zur Abgabe hatte. Man ist nun gespannt, wo die Uhr schließlich bleiben wird. Es gehen eben sonderbare Sachen auf der Welt vor.

— „Postlagernd“ wollte in Görlitz eine junge Mutter ihr in ein Tuch gehülltes



Weihbischof Marshall.

meinde Ulfa verehrte ihm bei seinem Weggange für die Verdienste, die er sich um seinen bisherigen Wirkungsort nicht nur in der Schule erworben hatte, eine wertvolle Uhr. Bei dem Lehrer traf nun erst in der letzten Zeit die Anfrage der Behörde ein, ob er die Genehmigung zur Annahme des Geschenkes erwirkt habe. Die Gemeinde Ulfa wurde angewiesen, die Zustimmung zur Abgabe des Geschenkes einzuholen. Die Gemeinde kam dem Ansinnen auch

wenige Tage altes Kind aufgeben. Sie hatte ein Inserat gelesen, wonach gut-situierte Eheleute ein Kindchen gegen eine Abfindungssumme annehmen wollten. Der Schlußvermerk im Inserat „Offerten hauptpostlagernd Görlitz“ hatte in ihr den Glauben erweckt, daß das Anerbieten sofort in natura erfolgen könne. Der Schalterbeamte klärte die jugendliche Mutter auf und, um eine Erfahrung reicher, zog sie mit ihrem Kind von dannen.

Missionswesen.

Das Missionsfeld von Kwangtung in Südchina.

Einen ausführlichen Bericht vom Missionsleben in Südchina gibt der eifrige Bischof Johann Maria Merel in den kath. Missionen. Er schreibt darin:

„Seit 27 Jahren habe ich in der Kwangtung-Provinz als Missionär gewirkt, und seit acht Jahren hat mir der Heilige Stuhl die Verantwortung der gesamten Mission dieser Provinz übertragen.

„Je länger ich die schwere Last einer derartigen Verantwortung trage und mir bewußt werde, wieviel Gutes getan werden sollte und wie schwer es aus Mangel an Mitteln ist, energischer vorwärts zu dringen, desto mehr fühle ich es als meine heilige Pflicht, alle edeln Seelen inständig zu bitten, mir zu Hilfe zu kommen. Möge eine kurze Übersicht unseres Missionswerkes Sie dazu willig machen.

„Die Kwangtung-Provinz erstreckt sich über einen Flächenraum fast von der Größe Frankreichs, und Kanton, die Hauptstadt der Provinz, steht in Bezug auf Bevölkerung Paris kaum nach, während die ganze Provinz 20 bis 30 Millionen Einwohner zählt. Unter soviel Millionen finden sich erst etwa 60.000 Katholiken. Sie gehören auch hier der Mehrzahl nach den ärmeren Klassen an; doch finden sich unter den Gläubigen auch manche wohlhabende und angesehenere Familien. Ein Wort über die verschiedenen Arbeiten und Werke der Mission.

„Mit Hilfe der „Heiligen Kindheit“ werden jedes Jahr zirka 10.000 dem Tode nahestehende Kinder getauft und in eine ansehnliche Legion reiner Engel verwandelt, die ohne Zweifel vor dem Throne der göttlichen Gnade nicht ohne Erfolg für die Bekehrung ihrer Angehörigen und Landsleute beten. Mit unermüdlichem Eifer ziehen unsere Missionäre und Schwestern überall umher und retten die armen Kleinen, die von ihren unmenschlichen Eltern ausgehört werden. Wären unsere Mittel nicht gar so beschränkt, dann vermöchten wir eine größere Zahl so dringend nötiger Helfer in den Dienst dieses schönen Werkes zu stellen. Auch könnte eine größere Anzahl dieser Kinder in unsere Findel- u. Waisenhäuser aufgenommen werden, wo ein großer Teil derselben durch sorgsame Pflege am Leben erhalten und christlich erzogen wird.

„Wiewohl wir auf einen jährlichen Durchschnitt von 10.000 Katechumenen rechnen, so überschreitet die Zahl der Tausen Erwachsener doch nicht 2000. Es gilt eben, den Taufbewerbern zuvor die Grundlehren des Christentums beizubringen und sie in die Pflichten eines christlichen Lebens einzuführen. Die erfordert ein starkes, gut ausgebildetes Lehrer- und Katechistenpersonal. Leider steht ihre Zahl in gar keinem Verhältnis zu der großen Menge der Katechumenen, was zur Folge

hat, daß viele derselben, des langen Wartens überdrüssig, wieder zurücktreten. Jeder Katechist kommt auf jährlich mindestens 40 Golddollar. Wo sollen wir diese Mittel hernehmen?

„Die Mission besitzt heute 120 Kirchen, darunter einige wirklich herrliche Bauten, die dem wahren Gott Ehre machen und 364 Kapellen. Das ist gewiß schon eine schöne Zahl, genügt aber bei weitem nicht; namentlich wäre in einigen größeren Städten ein würdiges Gotteshaus dringend erforderlich. Die Seelsorge ruht in den Händen von 73 Missionären, von denen aber eine Anzahl in der Verwaltung und im Schulfach tätig ist, und 22 eingeborenen Priestern. Es liegt auf der Hand, daß diese nicht genügen. Statt der 70 Seminaristen, die gegenwärtig im Priester- und Knabenseminar sich auf den apostolischen Beruf vorbereiten, sollte und könnte man leicht 200 haben. Aber die Ausgaben, die für jeden Seminaristen auf jährlich 40 Golddollar kommen, setzen auch hier dem Bischof bestimmte Schranken.

„Von der weitesttragenden Bedeutung ist es, daß in dieser Zeit des „Erwachens in China“ die katholische Mission auf dem Gebiete nicht zurückbleibt, auf dem die Entscheidung vor allem fallen wird, dem Gebiete der Schule und des Unterrichtes. Gegenwärtig besitzt die Mission 250 Volksschulen, die von 3500 Kindern besucht werden, und eine höhere Lehranstalt, das Kolleg des göttlichen Herzens in Kanton, mit 250 Schülern. Daß dies bei weitem nicht genügt und in gar keinem Verhältnis zu dem Umfang und der Bedeutung des Missionsfeldes steht, leuchtet jedem einzelnen ein, zumal wenn man die vielen protestantischen Schulen danebenhält. Das Pariser Seminar kann die nötigen Schulkräfte selbst nicht stellen; das könnte nur eine eigene religiöse Genossenschaft oder mehrere derselben. Solche wären vielleicht zu finden, falls die Mission wenigstens einigermaßen für ihren Unterhalt aufkommen könnte.

„Ich hoffe“, so schließt der Bischof, „diese Zeilen werden genügen, um einigermaßen ein Bild unserer Lage zu geben und einige großmütige Seelen anzuregen, uns ihre Hand zu bieten. . . Vielleicht ist der eine oder der andere Leser willens, sich für unsere kleinen Findlinge und Waisen zu interessieren oder gar unsern Kirchenbauten einen Baustein zu liefern oder, was besonders praktisch wäre, die Rolle eines Brotvaters für einen Katechisten oder Seminaristen oder Missionär zu übernehmen.“

Kwangtung mit seinem herrlichen „Perlfusse“ und seinen vielen reizenden Landschaftsbildern, mit seiner gewaltigen Hauptstadt Kanton, mit seinem regen Handel und Verkehr, mit seiner geweckten, unternehmenden Bevölkerung gehört unstreitig zu den blühendsten Provinzen und mit seinen missionsgeschichtlichen Erinnerungen auch zu den wichtigsten Missionen Chinas. Unter der Hut der Mission steht

auch die Insel Sancian, die Todesstätte des hl. Franz Xaver, mit der Wallfahrtskirche und einer recht braven, meist aus armen Fischern bestehenden Christengemeinde.

Erziehungswesen.

Wen hast du lieber?

Unter den verschiedenen Fragen, welche man von Erwachsenen Kindern gegenüber hören kann, ist eine der ungeschicktesten: „Wen hast du lieber, den Vater oder die Mutter?“

Da steht nun das Kleine und in der Verlegenheit, wem es den größeren Teil Liebe zuteilen soll, schweigt es vielleicht ganz. Denn es ist ihm da eine Entscheidung vorgelegt worden, an die sein junges Gemüt bisher gewiß nicht gedacht hat. Dem Kinde ist es noch nie eingefallen, daß es in seiner Kindesliebe einen Unterschied machen könne. Der Frager erst bringt es dazu, Vergleiche anzustellen, die Frage abzuwägen, was in seinen Augen Verdienst oder Fehler der Eltern ist. Ist vielleicht die Mutter nachsichtiger, so neigt sich die Waagschale zu ihren Gunsten; ist der Vater eher geneigt, ein Auge zuzudrücken, gewährt er leicht jede Bitte, so wird ihm der Vorzug gegeben.

Wenn nun das Kind vor der besuchenden Freundin oder anderen Anwesenden die Frage nach kürzerer oder längerer Überlegung beantwortet, so wird gelacht und lobend Beifall gegeben und das Kind meint, es habe nun etwas recht Gescheites gesagt, jedenfalls aber die richtige Antwort gegeben. So eine dumme Frage kann jedoch oft für die Folge dem Kinde allerlei innere Konflikte bringen, an welche der gedankenlose Frager sicherlich nicht gedacht hat.

Die Frage und deren Erwägung und Entscheidung weckt beim Kinde unbewußt den Parteigeist; es wird geneigt, dem Teil eher zu folgen, welchen es vorzieht, während es sich dem andern eher launisch und störrisch zeigt. Es kargt z. B. nicht mit den Liebesworten gegen die Mutter, die dem Kinde „lieber“ ist und gibt dem Vater nur selten einen Bärtlichkeitsbeweis.

Wird das Kind größer und verständiger, so macht es in dieser gänzlich falschen Gemütsrichtung, die ihm schon zur Gewohnheit geworden ist, weiter. Aus dem anfänglichen Spaß ist schon Ernst geworden, es tut heimlich vielleicht bisweilen auch schon im Herzen dem einen Teil der Eltern, dem zurückgesetzten, weh. Und es ist merkwürdig im Garten der Erziehung: aus einem kleinen Steinchen, das oft andere hineinwerfen, kann ein großer Stein des Anstoßes werden, und zwar ein solcher, der nicht selten Unfrieden in die Ehe bringt.

Deshalb unbedingt fort mit einer solchen oder ähnlichen unvernünftigen Frage an Kinder! Das Gebot heißt: „Du sollst Vater und Mutter ehren!“ Also beiden

gleich in Liebe, Dankbarkeit und Gehorsam ergeben sein.

Die Kinderseele ist ein reiner Spiegel, vom leisesten Hauch kann eine Trübung zurückbleiben; das sollten die Leute bedenken, welche diese Frage an ein Kind stellen, ohne sich Rechenschaft darüber zu geben, was sie damit dem Kinde zunnuten, einfach bloß, um eben etwas zum Kinde zu sagen. Vor allem aber dürfen weder Vater noch Mutter so etwas fragen, wenn sie nicht selbst ihre eigene Würde in der Anschauung des Kindes schädigen und an der Achtung vor dem vierten Gebot rütteln wollen.

Das Kind, in seinem natürlichen Gefühle unbeeinflusst, wird das gleiche Gefühl der Liebe dem Vater und der Mutter hegen, denn sein Herz sagt ihm und es begreift von Tag zu Tag mehr, daß das Zusammenwirken beider Eltern die Aufopferung und Liebe beider vom ersten Tage an sein Leben in zärtlicher Sorge umgab, es also beiden das Gleiche schuldet.

Gesundheitspflege.

Einiges zur Haarpflege.

Von Dr. med. Kemann.

Es gibt kaum ein Übel, welches so verbreitet ist wie die Kahlköpfigkeit und doch läßt sich dieses Übel in den meisten Fällen verhüten. Das Haar und alle mit dem Haar in Berührung kommenden Utensilien müssen peinlich sauber gehalten werden, dann läßt sich ein voller Haarschmuck bis zum vorgerückten Alter konservieren. Freilich genügt zur Reinhaltung des Haares nicht das bloße Kämmen und Bürsten, vielmehr muß das Haar regelmäßig, mindestens 1- bis 2mal in der Woche mit Seife und Wasser gewaschen werden. Kein anderer Teil unserer Körperbedeckung hat die regelmäßigen Waschungen so nötig wie die Kopfhaut. Denn hier sind Schweiß- und Kalkdrüsen besonders zahlreich vorhanden, die Absonderungsprodukte dieser Drüsen lagern sich demgemäß in besonders reicher Menge auf der Kopfhaut ab. Wenn nun aus der äußeren Luft sich Staub und pilzartige Keime auf den Kopf niederschlagen, so finden dieselben unter der Wärme des Haares auf den fettigen Schreben der Kopfhaut einen äußerst günstigen Nährboden, sie vermehren sich bei mangelnder Sauberkeit sehr rasch, es kommt zur Bildung von Schinnen, welche aus Talgmassen, abgestoßenen Oberhautschuppen, äußerem Schmutz und Staub und Pilzkolonien bestehen. Unter der Einwirkung dieser Schädlichkeiten entzündet sich die Haartasche, sie verodet, schrumpft zusammen, das Haar wird brüchig und fällt aus. Um dem Haar eine gewisse Geschmeidigkeit und Weichheit zu geben, werden vielfach Haaröle und Pomaden angewandt. Der Glaube, daß solche auf die Kopfhaut reinigend wirken, ist irrtümlich, denn das in den Pomaden der Kopfhaut zugeführte Fett zersezt sich und bildet,

wenn der Kopf nicht häufig genug gewaschen wird, erst recht einen günstigen Nährboden für pilzliche Keime. Eine bessere Wirkung auf das Haar entfalten spirituose Haarwässer, unter denen das Eau de Quinine, das gebräuchlichste ist; man kann sehr gute Haarwasser auch durch Auflösen anderer antiseptischer Stoffe, wie Perubalsam, Resorcin, Benzoetinktur in Weingeist herstellen und fügt, um das Austrocknen des Haares zu verhüten, einen geringen Zusatz hinzu. Die Haarwässer erfrischen und desinfizieren die Kopfhaut, sie fördern den Haarwuchs, ihr täglicher Gebrauch ist durchaus empfehlenswert. Ganz besondere Aufmerksamkeit verdient die Reinhaltung der verwandten Kämmen und Bürsten. So selbstverständlich dies auch erscheint, so viel wird doch auch in Wirklichkeit dagegen gefehlt, und mancherlei parasitäre Haut- und Haarkrankheiten haben ihre Ursache in der Benutzung schlecht gereinigter Utensilien. Wenn wir die Bürste, die wir beim Frisieren benutzen, nicht einer häufigen und gründlichen Reinigung unterziehen, so werden die vom Kopf entfernten Schuppen und Pilze, welche sich in der Bürste festsetzen, immer wieder auf den Kopf übertragen. Es ist unbedingt nötig, die Bürste täglich sorgfältig auszukämmen und mindestens wöchentlich einmal einer exakten Reinigung zu unterwerfen. Zu diesem Zwecke wird die vorher ausgekämmte Bürste in einer konzentrierten Seifenlösung, welcher etwas Soda zugesetzt ist, mit einer anderen Bürste gewaschen u. gebürstet, darauf mehrmals mit klarem Wasser abgespült.

Sehr häufig wird die Kahlköpfigkeit durch die Frisierstuben verbreitet; mit einer und derselben Bürste werden nacheinander, ohne daß eine ausreichende Reinigung inzwischen erfolgt ist, mehrere Köpfe bearbeitet. Unreinigkeiten parasitärer Natur werden von dem einen Kopf entfernt und auf einen anderen Kopf übertragen, der Haarboden erkrankt und das Haar fällt sukzessive aus. Da die Hygiene mancher Frisierstuben noch zu wünschen übrig läßt, so ist die außerordentliche Verbreitung der Kahlköpfigkeit hinreichend erklärt. Man besuche daher nur solche Friseurgeschäfte, von deren exakter Sauberkeit man sich überzeugt hat, man benutze stets nur seinen eigenen Kamm und seine eigene Bürste, man dulde nie, daß beim Friseur der Kopf mit einer fremden Bürste bearbeitet wird, sondern man bringe seine eigenen Gerätschaften mit zur Stelle.

Für Haus und Küche.

Suppe mit Lebernockern. 30 Deka geschabte Kalbsleber, 14 Deka feingeschnittenes Mark, zwei Messerspitzen feingeschnittene, in etwas Butter geröstete Zwiebel, eine abgeriebene, in Milch erweichte, ausgedrückte Semmel, Gewürze, Majoran und Salz werden mit 1 Eidotter gestoßen und durch ein Haarsieb passiert; dazu rührt man 3 Eßlöffel Semmelbröseln, läßt den

Teig eine halbe Stunde stehen und legt dann davon Nockerl in kochende Rindsuppe; nach 5 Minuten werden sie ange richtet.

Gier auf Brotkruste. Von mirben Wefken werden bleistiftdicke Scheiben geschnitten, gelb gebäht und auf eine flache Schüssel gelegt; auf jede Schnitte kommt ein Spiegelei. Das Ganze übergießt man mit einer Holländersauce und serviert die Speise heiß.

Zwiebelfleisch. Von einem abgelegenen Lungenbraten werden bleistiftdicke Scheiben geschnitten. In einer Kasserolle läßt man Schweineschmalz heiß werden, darin das Fleisch und länglich geschnittene Zwiebel schnell rösten und weichdünsten, dann mit ganz wenig Mehl stäuben, salzen, pfeffern, mit etwas Suppe aufgießen, mit Essig spritzen und aufgekocht mit Rüm melerdäpfel anrichten.

Für den Landwirt.

Zur Schonung der Pferde.

Bei dem Fahren auf der Straße wird oft dadurch gefehlt, daß der Lenker die Pferde nicht fest in der Hand hat, was zur Folge hat, daß die Tiere leicht auf das Vorderknie fallen können. Die Pferde werden auch nicht geschont, wenn ihr Lenker Steine, schlechte Wege, Löcher, Sümpfe und tiefe Geleise auch dort nicht umgeht, wo es geschehen könnte. Oft werden die Pferde auch nicht durch Hemmen des Wagens, wenn es bergab geht, geschont, und bergauf wird nicht selten zu schnell gefahren. Man verstößt demnach gegen die Regel: „Bergauf führe mich, bergab halte mich und in der Ebene gebrauche mich.“ Bei dem Anspannen wird von den Knechten nicht immer darauf geachtet, daß alles in der schönsten Ordnung ist, daß die Geschirre nicht gut passen und nicht zu hart sind. Durch rohe Behandlung werden die Pferde oft unfolgsam, gehen durch, scheuen und verderben sich auf diese Weise nicht selten die Gliedmaßen. Nach der Arbeit werden geschwitzte Pferde nicht immer gehörig abgetrocknet und zugedeckt. Es sind das alles Kleinigkeiten, deren Unterlassung aber große Nachteile haben kann. Schont darum die Pferde!

Geschnittene Strohstreu.

Wenn das Strohstreu nicht übermäßig zur Verfügung steht, ist es notwendig, sparsam damit umzugehen. Es wird in Fachschriften für den Landwirt darauf hingewiesen, daß man bei der Einstreu eine Ersparnis erzielen kann, wenn das Streustroh in ungefähr 30 Zentimeter lange Halme geschnitten wird. Dadurch braucht immer nur die hinter der Kuh liegende, beschmutzte Streu fortgenommen werden, die mittlere und vordere wird weiter nach hinten geschoben und man hat dann nur nötig, neue Streu in geringem Maße nach vorn zu schütten. Dabei bleiben die Tiere, gute Pflege selbstverständlich vorausgesetzt, ebenso sauber wie bei

Langstrohstreu. Die durch das Schneiden erforderliche Zeit wird reichlich erspart. Nicht nur ist die Einstreu in kürzerer Zeit erledigt, sondern auch das Auf- und Abladen des Düngers ist bedeutend erleichtert, der Einleger hinter dem Pfluge fällt ganz fort. Auch der Dünger selbst wird eher besser als schlechter.

Gemeinnütziges.

Verbesserung des Fleisches. Um Fleisch, das einen üblen Geruch angenommen hat, zu verbessern, bedient man sich des mangansauren Kalis. Man löst in einem Liter recht reinen, am besten destillierten Wassers etwa für 20 Heller mangansaures Kali auf, welche Lösung sich bei gutem Verschluss der Flasche jahrelang, ohne zu verderben, aufbewahren läßt. Das Fleisch, welchem man den üblen Geruch benehmen will, lege man in ein Gefäß, übergießt dasselbe mit ganz reinem Wasser, so daß dieses das Fleisch gänzlich bedeckt. Dann gibt man einige Tropfen von der obigen Lösung hinein, und zwar so viel, bis das Wasser, in welchem das Fleisch liegt, eine rötliche Färbung bekommt. In diesem von mangansaurem Kali durchsetzten Wasser läßt man das Fleisch 10 bis 15 Minuten liegen, worauf der üble Geruch verschwunden sein wird.

Das Umschlagen der Teppiche verhindert man, wenn auf der Rückseite der Rante in Entfernung von 20 bis 30 Zentimetern flache Bleiknöpfe festgenäht werden.

Gegen Heiserkeit der Singvögel wendet man weißen Kandiszucker an, den man in das Trinkwasser gibt.

Richtig einheizen. Richtiges Maßhalten ist das oberste Gebot in der Hygiene des Einheizens. In den ersten Tagen wird es gelingen, mit einigen Holzstücken oder Kohlen schon eine behagliche Zimmerwärme herzustellen, niemals aber soll die Zimmertemperatur über 20 Grad Celsius hinaufgehen. Höhere Zimmerwärme erzeugt unverweigerlich Arbeitsunlust und namentlich bei weiblichen Personen Mattigkeit und Schläfrigkeit, Kopfschmerz und Eingenommenheit im Kopfe, Appetitlosigkeit und Blutarmut.

Buntes Allerlei.

In der ärztlichen Sprechstunde.

Doktor Clemenceau, der französische Abgeordnete, hatte ein Absteigequartier in Montmartre, wo er von Patienten besucht wurde. Eines Tages kamen zwei Männer. Der Erste wurde eingelassen und klagte über Brustleiden. „Aeiden Sie sich aus,“ und untersuchte ihn dann auf das Gewissenhafteste. Während er ein Rezept schrieb, befahl er, den Zweiten einzulassen, und ohne aufzublicken, sagte er dann zu ihm: „Aeiden Sie sich aus, mein Freund, so werden wir schneller zum Ziele kommen!“ Als der erste Besucher sich entfernt hatte, wandte sich Doktor Clemenceau zu dem zweiten, der entkleidet

hinter einer spanischen Wand wartete, bis die Reihe an ihn käme. „Sie leiden auch an der Brust; nicht wahr?“ — „Nein, ich komme, um Ihre gütige Vermittlung für eine Anstellung bei der Post für mich zu erbitten.“

Eine Schlußfolgerung.

Einer, der zum erstenmal im Meere badet, wurde von einem Begleiter gewarnt, sich nicht zu weit hinauszuwagen. „Ach was,“ erwiderte jener, „hier am Strande ist mir das Wasser zu kalt.“ — „Aber glauben Sie denn, daß es wärmer ist, wenn Sie tiefer in's Meer schwimmen?“ — „Natürlich!“ gab jener zur Antwort, „die Suppe ist doch auch immer in der Nähe des Tellerrandes am kühlfsten.“

Im Eifer.

Von einer Hausfrau aus der Gaserdorfer Marsch wird erzählt. Im Begriff zur Kirche zu gehen, sagte sie zu ihrer Magd: „Minna, hüt ga ick to Karf, da muß na den Pott kiefen; dat Stück Speck doh ick noch rin'n Kohl.“ Gesagt getan und rasch trat sie den Kirchgang an. Als sie unterwegs Gelegenheit fand, noch schnell mit der Nachbarin ein paar Worte zu wechseln, wurde sie von dieser gefragt: „Wo wiestt du denn mit dat Stück Speck hin?“ Da gewahrte sie erst zu ihrem Entsetzen, daß sie in der Eile anstatt des Speckes — das Gesangbuch in den Kohl gesteckt und den Speck in der Hand hatte.

Der gehorsamste Diener.

„Sie verzeihen, mein Herr, daß ich es wage, Sie zu ersuchen, mir gütigst zu erlauben, Sie hierdurch zu fragen, ob Sie die Gewogenheit haben wollen, mir zu vergönnen, daß ich mich erkühne, Sie zu bitten, mir das Glück zu gewähren, daß ich mich Ihnen nahe, um Ihnen freundlich zu sagen, daß ich nichts sehnlicher wünsche, als im Stande zu sein, Ihnen zu zeigen, wie sehr es mich freut, daß das Schicksal mir so günstig ist, den Augenblick herbeizuführen, der mir das Vergnügen zu Teil werden läßt, Sie zu versichern, daß es mir unmöglich ist, durch leere Worte die Gefühle auszudrücken, die mein Herz bei dem Gedanken ergreifen, daß Ihre Güte mich berechtigt, die Hoffnung zu hegen, daß Sie überzeugt sind, wie tief ich es empfinde, welch' ein Vorzug es ist, daß ich die Ehre haben darf, mich in den Gefühlen der lebhaftesten Hochachtung zu nennen Ihren gehorsamsten Diener X.“

Der Geschäfts-Reisende.

Auf der ganzen Erde und überall zerstreut; überall zuhause, nur nicht zuhause; reist selten in dringenden, meistens in zudringlichen Geschäften, und macht Besuche, ohne eingeladen zu werden; weist nie die Zähne, selbst wenn man ihm die Türe weist, und kann Kotelettes, Beefsteaks und Grobheiten hinunterschlucken, ohne sich den Magen zu verderben. Was er Musterhaftes bei sich hat, trägt er gern zur Schau. Daß von dieser Spezies die Bescheidenheit erfunden worden, ist nicht leicht zu vermuten.

Amor.

Kennt Ihr, Freunde, wohl den Samen Alles Bösen? Woher kamen Alle Übel, deren Namen Jetzt nicht Zeit ist, auszuframen? Kennt Ihr ihn, der Herrn und Damen — So die wilden wie die zahmen, Selbst die blinden wie die lahmen — Fängt mit Angel und mit Samen? Seht ihn unter Glas und Rahmen Auf des Weltalls Panoramen; In Komödien und Dramen Sucht man seine ganz infamen Kleinen Künste nachzuahmen; Amor heißt er, jeder kennt den Namen.

Glänzende Reklame.

Ein englischer Schuhpuker ließ seine neuerfundene Glanzwische auf folgende Weise ankündigen: „Sie übertrifft an Schwärze die sichtbare Finsternis Milton's; ich habe alle Spiegel bei mir durchgewichste Stiefel ersetzt; meine Frau besitzt keinen anderen Toilettenspiegel, und ich selbst rasiere mich vor einem Paar Kanonenstiefeln. — Diese Stiefel sind zylindrische Spiegel, welche Gentlemen an den Beinen tragen werden.“

Der famose Tee.

Leutnant zu seinem Burschen: „Blasius, ich habe für heute zwei Kameraden zum Tee geladen. Du wirst alles besorgen, was dazu nötig ist — Eier, Butter, Schinken, Sardinien, Käse — Tee habe ich gestern selbst ein Pfund gekauft — hier ist er — um 6 Uhr soll alles parat sein, so daß dann der Tee gleich serviert werden kann! Verstanden?“ — Blasius: „Zu Befehl, Herr Leutnant!“ — Um 6 Uhr kehrt nun der Herr mit seinen beiden Gästen mords hungrig vom Exercieren heim. „Alles in Ordnung?“ — „Zu Befehl, Herr Leutnant!“ Die Kriegsmänner machen es sich bequem. Der Tisch ist bereits fein säuberlich gedeckt und hergerichtet. Da öffnet sich die Stubentüre und herein tritt Blasius mit einer großen dampfenden Schüssel. „Wie — auch eine Platte Braunkohl?“ ruft freudig überrascht beim Anblick des Gerichts einer der Gäste aus; er hatte ja nur auf Tee mit Hindernissen gerechnet! Dem Hausherrn wird ahnungsvoll zu Mut, er wirft einen prüfenden Blick auf die Platte, die wirklich nach garniertem Braunkohl aussieht. „Was soll das? Ich befahl doch nur Tee?“ — „Da ist er ja!“ erwiderte triumphierend Blasius, auf die Schüssel weisend. Er hatte das Pfund Tee kunstgerecht als Gemüse gekocht und mit Schinkenschnitten, Spiegeleiern und Sardinien zierlich garniert!

Was ist ein Reher.

Einem früheren Oberpräsidenten der Rheinprovinz war ein Lehrer an der Mofel als „fanatischer Ultramontaner“ denunziert worden. An jedem Tage trage er den Kindern ein Hexkapitel gegen die Reher vor. Als nun eines schönen Tages der Oberpräsident auf einer Amtsreise in die Nähe des Wohnortes des betreffenden Lehrers kam, dachte er bei sich selbst, du

willst doch dem fanatischen Manne auch einen Besuch machen und dich einmal selbst überzeugen. Gedacht, getan. Er ging in die Schule und ließ den Lehrer examinieren; derselbe sah gar nicht verbissen aus. Doch trau, schau, wem, dachte der Herr Oberpräsident und stellte selbst an einen der Schüler die Frage: „Was ist ein Reker?“ Keine Antwort. „Weißt du es?“ fragte er einen zweiten, dritten usw. Keine Antwort. „Wer weiß es in der Schule?“ Allgemeines Stillschweigen. Endlich streckte ein kleiner Schelm die Hand in die Höhe. „Nun, so sage es, was ist ein Reker?“ — „Ein Reker ist,“ antwortete der Kleine, „das Männchen von einer Kake.“ Er hatte genug gehört, drückte dem Lehrer die Hand und zog von dannen.

Mieter und Hausherr.

Ein Quartier suchender Mann kam zu einem Hausherrn, der eine Wohnung zu vermieten hatte; dabei entwickelte sich folgendes Gespräch: **Hausherr:** „Haben Sie Kinder?“ — **Mieter:** „Nein!“ — **Hausherr:** „Das ist sehr gut, denn an Parteien mit Kindern vermiete ich nicht.“ — **Mieter:** „Haben Sie Kinder?“ — **Hausherr:** „Ja, vier.“ — **Mieter:** „O das tut mir leid, bei Hausherrn mit Kindern miete ich nicht.“

Das Bienennest.

Eine äußerst furiose Entdeckung wurde jüngst in der Kirche in dem Dörflein Stourmouth bei Wingham in der Grafschaft Kent gemacht. Es wurde nötig, nach dem Ableben des Pfarrers das Gebäude zu renovieren, und beim Abtragen des Kanzeldaches entdeckte man, daß dies einen Bienenstock enthielt. Die Kirchenbeamten wußten, daß Bienen ihr Nest in der Kanzel hatten, doch hatten sie keine Ahnung von der Ausdehnung der Kolonie. Der verstorbene Geistliche, ein Mr. Drake, der viele Jahre lang die Pfründe besaß, war ein sehr kurioser Kauz gewesen. Als ihm die Anwesenheit eines Bienenschwarms in der Kirche gemeldet wurde, verbot er strengstens, die Heiligkeit ihres Nests zu stören, obgleich an heißen Tagen der Honig auf sein Haupt tröpfelte. Nach seinem Tode jedoch machte die Reparatur der Kirche die Entfernung der Kanzel nötig, und die Bienen wurden zu Tode geräuchert.

Die erste Gabel.

Der venezianische Doge Domenico Silvio der von 1054—1096 der oberste Bürger der Lagunenstadt war, hat in der Geschichte keine großen Spuren zurückgelassen, nur manchmal, wenn von seiner Frau gesprochen wird, wird auch sein Name genannt. Die Frau des Dogen, eine griechische Prinzessin, war in Venedig der Gegenstand eines Skandals und maßloser Empörung; etwas Unerhörtes hatte sie begangen: bei Tische bediente sie sich einer goldenen Gabel, um die Speisen dem Munde zuzuführen. Es war die erste Gabel im westlichen Europa und die Neuerung erregte die Entrüstung des ganzen

Volkes. Erst vier Jahrhunderte später, um 1500, tauchten in Venedig wieder Gabeln auf; einige Feinschmecker hatten die Kühnheit, das verhaßte Eßgerät wieder einzuführen. Der Engländer Thomas Cornate, so wird im Monde Illustré erzählt, brachte dann die Gabel nach England und erntete dafür den Beinamen „Furcifer“, der Mann mit der Gabel. Aber noch lange aßen selbst die vornehmen Leute mit den Händen. Noch kurz vor der Revolution war es Brauch, daß jeder zum Mahl geladene Gast vorher durch seinen Bedienten sein Messer und seine Gabel in das Haus des Wirtes schickte, und wenn er keinen Diener hatte, so brachte er sie selbst mit. Der weniger bemittelte Wirt aber lud seine Gäste freundlich ein, sich den Salat kurzerhand mit den Fingern anzurichten.

Edele Aufopferung eines Priesters.

In Reims starb vor einigen Jahren der Pfarrer bei St. Andreas, Abbé Champfaur. Sein Tod weckt die Erinnerung an eine kleine Episode aus dem letzten deutsch-französischen Kriege, dessen Held der nunmehr Verstorbene war, damals Pfarrer von Rimogne in den Ardennen. Gerade das Ardennengebirge war der Hauptschlupfwinkel für die Franktireurs, jene irregulären Soldaten, Einwohner der verschiedensten Dörfer, die auf eigene Faust kämpften, mehr aus dem Hinterhalt als in offener, ehrlicher Weise. So sah sich denn infolge solcher Vorfälle u. a. der kleine Marktflecken Rimogne am Morgen des 22. Oktober 1870 in aller Frühe von drei deutschen Kolonnen umzingelt. Eine Anzahl Einwohner, die vielleicht Grund dazu hatten, flüchteten sich in einen Schieferbruch, wurden aber entdeckt und von den feindlichen Truppen in sichere Obhut genommen. Pfarrer Champfaur, der von dem Vorkommnis erfuhr, bot sich sofort zum Gefangenen an und wurde so mit einer Schar von ungefähr 300 Gefangene nach Tournes transportiert. Dort angekommen, sollten fünf Mann ausgewählt und in das Lager von Boulzicourt gesandt werden, um hier den Tod der Franktireurs zu sterben, d. h. standrechtlich erschossen zu werden. Da meldet sich Pfarrer Champfaur beim Befehlshaber des traurigen Zuges und meint: „Wenn mein Leben das meiner Pfarrkinder retten kann, hier ist es!“ Der Offizier weigert sich, das Opfer anzunehmen, die fünf Geiseln werden ausgewählt und nach Boulzicourt dirigiert. Unterdessen eilt ihr Pfarrer, trotz einer schmerzhaften Wunde, die ihm mittels eines Gewehrkolbens war beigebracht worden, in den erzbischöflichen Palaß zu Reims, wo damals König Wilhelm einquartiert war. Er wirft sich dem Monarchen zu Füßen und erlangt auch in der Tat von ihm die Aufhebung des Todesurteils für seine fünf Pfarrkinder. — Nun ist der tapfere Mann den Weg aller Irdischen gegangen.

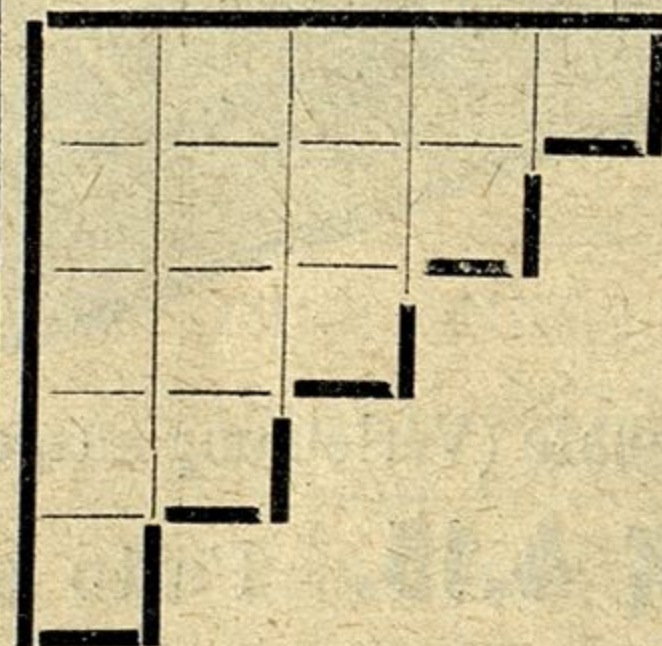
— **Hohes Alter.** In Lubschau im ober-schlesischen Kreise Lublitz ist unlängst ein Fräulein gestorben, das 114 Jahre alt war; sie hieß Maria Kias. Ursprünglich russische Untertanin aus Kiassowe, Kreis Czenstochau, lebte sie vom 13. Lebensjahre ab zuerst in Ellguth-Woischnik als naturalisierte Deutsche. Im Dienste Lubschauer Bauern überlebte sie vier Besitzer. Sie wußte noch im hohen Alter mit großer Frische Episoden aus dem Napoleonischen Feldzuge zu erzählen. Als 16jähriges Mädchen reichte sie den französischen Soldaten Speisen, die sie selbst erst kosten mußte, da Verrat befürchtet wurde. Nach fünfjährigem Kranklager ist die Hundertvierzehnjährige wohl als älteste Frau in Preußen verschieden.

Rätsel-Aufgaben.

1	10	5	11	Stadt in Steiermark
2	11			Lyrischer Dichter
3	9	8	7 9	Fluß in Frankreich.
4	8	7	4 9	Viel gebrauchte Flüssigkeit.
5	2	3	4 9 10	Schmackhaftes Tier.
6	9	10	7 9 4	Französischer Maler.
7	8	9	10 9	Wichtiges Organ.
8	10	8	3	Griechische Gottheit.
9	10	7	5	Weiblicher Vorname.
10	5	4	4 9	Schädliches Tier.
8	7	7		Ein Fluß.
4	10	5	4 4 9	Kaufmännische Bezeichnung.
11	9	8	3 8 1	Munterer Vogel.

Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter sollen den Namen eines Jugendschriftstellers ergeben.

Magisches Dreieck.



In die Felder nebenstehender Figur sollen die Buchstaben a a a, b b, d, e e, n n, r r r, u u derart eingetragen werden, daß die einander entsprechenden wagrechten und senkrechten Reihen gleichlautend folgendes ergeben:

1. Einen Komponisten. — 2. Mineral. 3. Erfrischungsmittel. — 4. Teil von Spanien. — 5. Einen Buchstaben.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Tannenbaumrätsel: Leu, Tasse, Marbach, Dogge, Merseburg.

Buchstabenrätsel: Einem, Sardou, Teer, Eboli, Ball, Arsenal, Nero; Esteban Murillo.

Durch das Los erhielten Preise: Antonia Pfohl, Krakau; Josef Neugebauer, Freiwaldau; Josef Uhl, Lobositz.

Richtige Lösungen sandten ferner ein:

M. Beck, Eichelmühle; Emil Böhm, Hohenörlitz; Frz. Zinnecker, Freiheit; Engelbert Fleisch, Altach; Frz. Herrgesell, Schönwald; Matth. Schreiner, St. Lorenzen a. W.; P. Beda Bobitzer, O. S. B., Marienberg.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
 Maschinen-, Elektro-, Papier-, An-
 mobil-, Gas- und Wassertechnik.
 Programm frei.

Anerkannt sehr leistungsfähig ist die Weltfirma

Geb Brüder Rauh,

Gräfrath
bei Solingen
Rheinpreußen

Versand direkt
: an Private. :

Stahlwaren-Fabrik und Versandhaus I. Ranges.

Versand direkt
: an Private. :

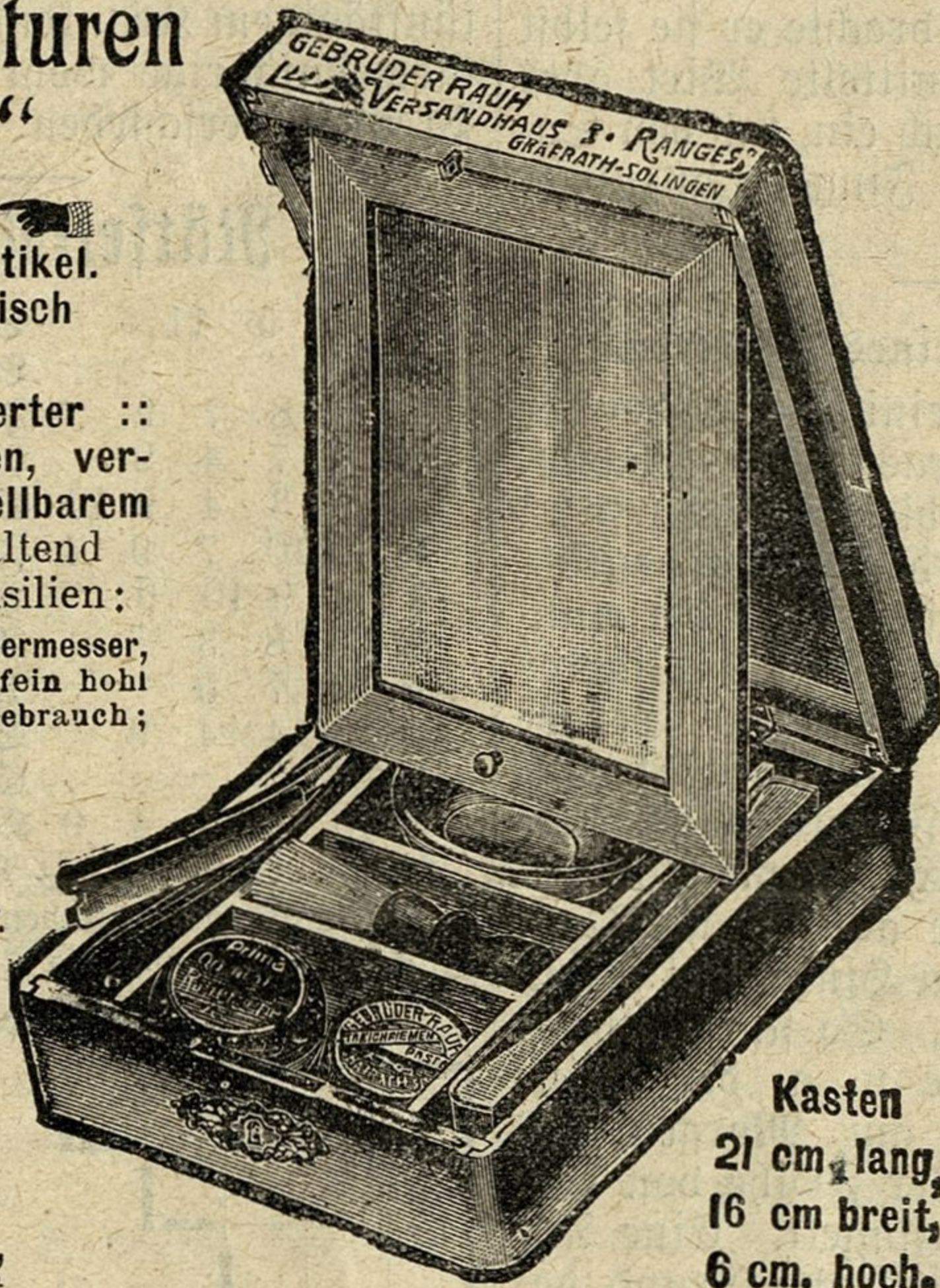
Alleinige Fabrikanten der berühmten Solinger
Stahlwaren Marke „BRILLANT“.

Nachstehende
Garnituren
versenden wir

30 Tage zur Probe!

Rasier-Garnituren „Colonia“

Hervorragend schöne
Geschenkartikel.
Unübertroffen praktisch
und billig.



Nr. 2210. Fein polierter ::
Holzkasten, ver-
schließbar, mit verstellbarem
Rasier-Spiegel, enthaltend
sämtliche Rasier-Utensilien:

1. Ein hochf. Silberstahl-Rasiermesser,
für jeden Bart passend, fein hohl
geschliffen u fertig zum Gebrauch;
2. einen guten Streichriemen;
3. eine Dose Schärffmasse;
4. eine Dose antiseptische
Rasierseife;
5. einen Rasierpinsel;
6. einen vernickelten Rasiernapf.

Alles zusammen
nur **K 3.55.**

Porto extra.

Nr. 2211. Dieselbe
Garnitur,
aber Rasiermesser mit

Schutz-Vorrichtung für Ungeübte (Verletzung ausgeschlossen) m. Anleitung

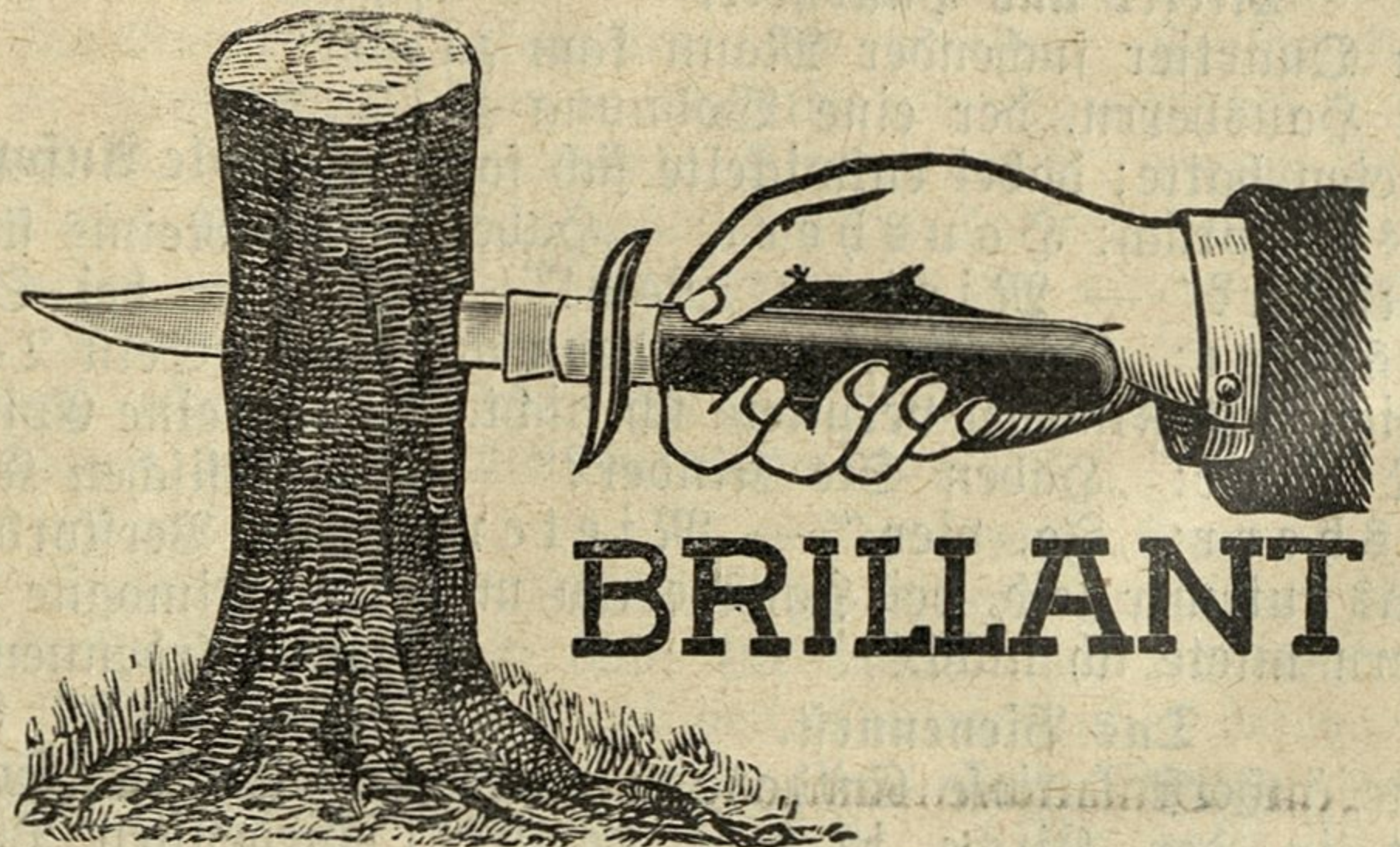
nur **K 4.15.** Porto extra.

Große Auswahl von Rasiermessern und Rasierapparaten in jeder
Preislage, Rasiermesser in Ia. Qualität von K 1.65 an, Haar-
schneidemaschinen von K 4.15 an.

Kasten
21 cm lang,
16 cm breit,
6 cm hoch.

Versand unter Nachnahme
oder gegen Vor-
: auszahlung des Betrages. ::

Garantieschein: Nicht gefallende
Waren tauschen wir bereitwilligst
um oder zahlen Betrag zurück.



Eingetragene Fabrik Marke

Umsonst und portofrei ohne Kaufzwang, versenden wir auf Wunsch
an jedermann unseren großen illustrierten **Prachtkatalog**,
welcher zirka 900 Gegenstände aller Warengattungen in größter
Auswahl enthält.

Warenlager im Werte von zirka einer
halben Million Mark.

Der Weltruf unserer Firma bürgt dafür, daß nur elegante, gediegene und preis-
würdige Ware zum Versand kommt. — Tausende Anerkennungs schreiben loben die Güte
und Qualität unserer Waren.

Bei Sammel-Aufträgen Extra-Vergünstigungen.

Billigste Einkaufsquelle!

Handgewebte Leinwand Rasenbleiche,

in allen Qualitäten und Breiten.

Reichhaltige Auswahl aller Arten Bettbezüge weiß u. bunt,
Zulettis, Kaffee- und Speisegedecke, Handtücher, Geschirr-
und Gläfertücher, Tisch- und Bettdecken, fertige Damen-
wäsche, Bettfedern und Dauen usw.

Fabriksniederlage der „Monopolwebe“, vorzüglich geeignet für Leib-
und Bettwäsche. Leinentaschentücher zu Original-Fabrikspreisen
empfiehlt das

Versandgeschäft Paul Hentschel
(früher Marie Hentschel)

Schluckenau in Böhmen.

Muster auf Verlangen franco, doch ist deren Rücksendung Bedingung.

Bisittarten liefert rasch die Buchdruckeret von
Ambr. Opitz, Warnsdorf.



„Kikeriki“

einziges christliches Witzblatt.

Erscheint jeden Donnerstag und Sonntag.

Abonnementspreis mit zweimal wöchent-
licher Zusendung
in Oesterreich-Ungarn:

Ganzjährig K 16. —

Halbjährig „ 8. —

Vierteljährig „ 4. —

Sonntagsausgabe allein:

Ganzjährig K 10. —

Halbjährig „ 5. —

Vierteljährig „ 2.50

Deutschland ganzjährig 16 Mk., das übrige Ausland 20 Frcs.

Kikeriki-Kalender 70 Heller.

Bestes Insertions-Organ.

Bestellungsort: Wien, I., Grünangergasse 6.

Probenummern gratis und franko.